

Das Werk



Im Straßenkampf.

Zeichnung von L. G. Buchheim.

Monatschrift der „Bereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XXI. Jahrg.

Düsseldorf



Mai 1941

Heft 5

Das Werk

XXI. Jahrg.

Düsseldorf, Mai 1941

Heft 5

Ein Wille muß uns beherrschen, eine Disziplin muß uns zusammenschmieden, ein Gehorsam, eine Unterordnung muß uns alle erfüllen, denn über uns steht die Nation. Wenn wir diese Erkenntnis in uns aufnehmen und zu einem heiligen Befehl werden lassen, dann wird das, was wir hier in dieser Gemeinschaft sehen, sich ausweiten und unser ganzes Volk zusammenschließen zu einem einzigen Willen und damit auch einer Kraft.

Adolf Hitler.

„Auch ich war im Kampf um Unabhängigkeit . . .“

Aus Briefen Gneisenaus an seine Gattin über die Teilnahme des fünfzehnjährigen Sohnes August am Freiheitskampf 1813.

Kolberg, den 27. Februar 1813.

Vorgestern abends bin ich hier bei meinen alten Freunden unvermutet angelangt. Hier verweile ich nun, bis die Begebenheiten sich etwas mehr entwickeln und mir Befehle über meine weitere Bestimmung zukommen . . .

In Betreff Augusts ist Dir meine Aufforderung von einer oder der anderen Seite wohl schon zugekommen. Selbige mag Dich etwas beunruhigen, und ich verdenke Dir dies nicht, aber bedenke, wie so manche Mutter in demselben Falle ist und nicht dieselbe Aussicht hat wie Du, ihren Sohn unter väterlicher Fürsorge zu wissen . . . Aber, daß er einige Jahre seines Lebens der Befreiung seines Vaterlandes weihe, ist eine Pflicht, von der ich ihn nicht entbinden kann noch werde.

Breslau, den 17. März 1813.

August sage, daß sein Entschluß ihm Ehre mache. Die jetzige Zeit ist groß und edel. Es gilt die Befreiung von einem unerträglichen, fremden Joch. Kommt er glücklich durch diese Zeit des Kampfes hindurch, so wird er mir es ewig Dank wissen, daß ich ihm Gelegenheit verschafft habe, dereinst sagen zu können: Auch ich war im Kampf um Unabhängigkeit.

Er wird aber in keinem Regiment drin, sondern um meine Person sein, gekleidet in die Uniform der schwarzen Brüder.

Meißen, den 6. Mai 1813.

August hat sich ein Ehrenzeichen verdient, nämlich einen Schuß in die Oberwade, glücklicherweise nur eine Fleischwunde. Der beiliegende Brief meines Sekretärs wird Dich über seine Pflege beruhigen.

Von Anfang der Schlacht am 2. d. ward ich schon von ihm getrennt, indem mir die Reiterei des linken Flügels zu führen übertragen wurde. Der junge Krieger hat demnach die Schlacht im Gefolge meines Freundes Scharnhorst mitgemacht. Dort ging es am heftigsten zu, und es ward hartnäckig gefochten. Ein solches Kleingewehrfeuer habe ich nie gehört. Nach dem Zeugnis aller derer, die ihn im Getümmel und Wüthen der Schlacht gesehen haben, hat er sich mit Tapferkeit und Furchtlosigkeit betragen. Sein Pferd, ein schöner Brauner von mir, war tödlich verwundet; er mußte solches auf dem Schlachtfelde lassen. Von seinem Schicksal nichts wissend und bekümmert um ihn, saß ich bei meinem General morgens um 3 Uhr im Posthause zu Pegau, als August auf einmal zufällig ins Zimmer trat. Ich freute mich sehr, ihn zu sehen. Wir sprachen lange miteinander. Erst hinterher erzählte er mir, er sei verwundet. Du kannst Dir mein Erstaunen denken. Ich sorgte schnell für ihn, übergab ihn einem Offizier, der ihn mit Extrapost zur Bagage brachte und trennte mich von ihm, um nach dem Schlachtfeld zurückzukehren.

Hauptquartier Gumbusch bei Bautzen, den 13. Mai 1813.

Ich weiß nicht, ob Dich mein letzter Brief erreicht hat, worin ich von dem guten Zeugnis sprach, das August wegen seiner Tapferkeit gegeben wurde. Ich will es zum Überfluß noch einmal hersetzen. Scharnhorst schreibt mir: „Ihr Sohn, Ihr braver Sohn, ich habe ihn fechten gesehen. Er verdient, allen zum Muster aufgestellt zu werden.“ Andere geben ihm ein ebenso vorteilhaftes Zeugnis. Er wird vielleicht das Eiserne Kreuz erhalten, denn er ist dazu vorgeschlagen. Er muß nun längst bei Dir angekommen sein. Gib mir sogleich über sein Befinden Nachricht, adressiert an mich beim Blücherschen Armeekorps.

Puschkau bei Striegau, den 31. Mai 1813.

. . . Sage August, daß wir am 26. dieses ein sehr wohl angelegtes und glückliches Gefecht bei Haynau gehabt haben, worüber ich ihm auch bereits geschrieben habe. Wir lockten

die feindliche Infanterie in einen Hinterhalt unserer Kavallerie, die sich auf ein durch Anzündung einer Windmühle gegebenes Signal schnell hervorstürzte und einen großen Teil der Infanterie niederhieb. 18 Kanonen waren bereits erobert, aber nur die Hälfte davon konnte aus Mangel an Bespannung in Sicherheit gebracht werden. Das ganze Feld war mit Toten und Verwundeten besät.

Greyffau bei Schweidnitz, den 2. Juni 1813.

. . . Was Augusts Wiederkehr zur Armee betrifft, so hängt solche lediglich von seiner Neigung zum Soldatenstand ab, wie ich ihm neulich schon selbst schrieb. Er mag die Laufbahn der Waffen, oder die der Studien fortsetzen, er hat hierzu die freie Wahl. Er hat die Greuelthaten menschlicher Leiden auf einem Schlachtfeld mit eigenen Augen gesehen, er mag sich nun selbst prüfen, ob seine Neigung zum Soldatenstand und zum Krieg stärker ist als der Abscheu davor. Fühlt er sich furchtlos genug, um der Gefahr kalt ins Auge zu sehen, und der Kriegesstand hat sonst noch Reize für ihn, so mag er darin verbleiben. Hat ihm der erste Versuch mißfallen, so will ich nichts dagegen haben, wenn er aus der Laufbahn der Waffen tritt. Wählt er in dessen solche ferner, so hat es mit seiner Rückkehr zur Armee eben keine Eile; er mag solche verschieben, bis er völlig geheilt ist.

Wetterwitz bei Leipzig, den 18. Oktober 1813
des Morgens 5 Uhr.

Ich schreibe Dir am Morgen einer Schlacht, wie sie in der Weltgeschichte kaum gefochten ist. Wir haben den französischen Kaiser ganz umstellt. Diese Schlacht wird über das Schicksal von Europa entscheiden . . .

Die Tapferkeit der Truppen unterstützte auf das herrlichste unsere Anordnungen. Wir hatten uns in Bataillonsmassen aufgestellt. Das feindliche Geschütz wüthete darin sehr. Unsere Landwehrbataillone taten herrlich. Wenn eine feindliche Kugel 10 bis 15 Mann daniederriß, riefen sie: Es lebe der König! und schlossen sich wieder in den Lücken über die Getödeten zusammen . . .

August war während der Affäre von Wartenburg am 3. dieses sehr böse gewesen, daß ich ihn bei dem Gefolge des Generals zurückgelassen hatte, obgleich er auch dort in der Gefechtslinie war. Ich erlaubte ihm daher, mit der Kavallerie der Avantgarde vorzugehen und beim Nachhauen zu sein. Es kam damals zu nichts. Am Vorabend des vorgestrigen Schlachttages hat er mich, bei der Kavallerie sein zu dürfen. Ich tat seinen Willen und sandte ihn zu dem tapferen Obersten von Käßeler. Dort hat er drei Kavallerieangriffe mitgemacht. Der Oberste will ihn nun zu seinem Regimente haben und ihn zum Offizier machen. In das letztere habe ich nicht gewilligt. Das erstere habe ich in Augusts Wahl gestellt. Noch weiß ich seinen Entschluß nicht.

Gott befohlen! Eine halbe Million Menschen stehen jetzt auf einem engen Raum zusammengedrängt, bereit, sich wechselseitig zu vertilgen. Wenn nicht große Fehler begangen werden, so sind wir Sieger. Durch die Schritte, die unsere Armee gefan hat, durch ihre kühnen Bewegungen, durch die Schlachten und Gefechte, die sie gewonnen und durch die Ratschläge, die von unserem Hauptquartier ausgegangen sind, hat selbige zur vorteilhaften Wendung des Krieges so ungemein viel beigetragen. Die Nachwelt wird erstaunen, wenn dereinst die geheime Geschichte dieses Krieges erscheinen kann.

Ulmarme die Kinder, und Gott nehme Euch in seinen Schutz.

Gneisenau

Deutsche Soldatenfrauen.

Von
Otto Heuschele.

Marie von Clausewitz.
Geb. 3. Juni 1779, gest. 28. Januar 1836.
(Nach einem zeitgenössischen Gemälde.)



Lichtbild: Sistoria-Photo.

I.

Die Geschichte bewahrt die Namen der Großen, sie kündigt vom Ruhm der Könige und Feldherren, der Dichter und Helden; aber sie vergißt so oft die Namen derer, die durch ihre Liebe und Treue, ihre sorgende Hilfe und ihr stummes Gebet die großen Taten und die unvergänglichen Werke mit bewirken halfen: die Frauen und die Mütter. Wir aber wissen, daß es kein geringeres Werk ist, das die liebende Frau im Leben eines Mannes zu tun berufen ist. Und es ziemt sich daher wohl, daß dann und wann auch ein Licht falle auf die stillen Gestalten derer, die das Leben eines großen Mannes zu teilen vom Schicksal berufen waren. Zwar sind manche unvergessen von den Frauen, die an einem unssterblich gewordenen Leben Anteil hatten, andere aber verdienten, daß sie das dankbare Gedächtnis der Nachwelt bewahre.

Wir zeichnen hier mit wenigen Strichen die Bildnisse einiger deutscher Soldatenfrauen, damit die Erinnerung an sie dem Bewußtsein nicht entfalle. Aus dem Wesen der Frauen, die unsere großen Soldaten sich zu Lebenskameradinnen wählten, fällt ein Licht auf die menschliche Gestalt derer, die wir nach ihren ruhmreichen Taten kennen.

So gibt auch die Art, wie der wohl volkstümlichste deutsche Soldat der neueren Geschichte, Marschall Blücher, mit seiner Frau lebte, wesentliche Züge für das Bild ab, das wir von dem Marschall haben. Zweiundzwanzig Jahre ist Katharina Amalie alt, als sie 1795 den zweiundfünfzigjährigen Regimentskommandeur Gerhard Leberecht Blücher heiratet.

Vier Jahre zuvor hatte Blücher seine erste Frau durch den Tod verloren! Mit Amalie aber verlebte er bis zu seinem Ende vierundzwanzig Jahre einer glücklichen Ehe. Sie hat es wahrscheinlich nicht immer leicht gehabt mit diesem leidenschaftlichen und bis ins hohe Alter mit jungen Lebenskräften erfüllten Manne. Aber wir wissen, wie diese Frau in lichten und dunklen Tagen den Gatten durch alle Freuden und alle Leiden der Zeit hindurch geleitet hat. In den schweren Stunden der Verzweiflung über des Vaterlandes Not stand sie ihm ebenso zur Seite wie in den Tagen der Krankheit. Wenn Blücher im Felde stand, gingen ihre Briefe zu ihm hinaus; wir wissen aus den seinen, wie ungeduldig er sie erwartete. Er wurde unruhig, wenn sie allzulange ausblieben. Während aber sind die Zettelchen und Briefe, die er selbst an seine Frau schrieb. „Liebes Mädchen“ oder „Liebes Kind“ redet er sie an und erzählt ihr in rührender Weise seine großen und kleinen Erlebnisse. Es ist, als schreibe diese Briefe das Kind, das in diesem Marschall immer lebendig blieb. Von seinen Erfolgen berichtend, bekennt er ergreifend seine Dankbarkeit gegen Gott. Wie reizvoll sind etwa die Zeilen, in denen er mitteilt, daß ihn der König zum Fürsten erhoben hat: „Nun muß ich dich bekanntmachen, daß trotz allem Widerstreben mich der König den Morgen, wie wir nach Engelland gingen, zum Fürsten ernannte, mit dem Namen Fürst Blücher von der Walfstätt; meine Söhne sind Grafen Blücher von Walfstätt. Das Fürstentum erhalte ich in Schlessien, allwo ein Kloster war, das Walfstätt heißt.“



Katharina Amalie Fürstin Blücher von Walstatt.
Nach einer zeitgenössischen Zeichnung.
Lichtbild: Böhrich.

Zahlreiche Stellen ließen sich wiederholen, aus denen hervorgeht, wie innig das Verhältnis der beiden Gatten zueinander war. Es ist kein geistreicher Gehalt in diesen Briefen, es werden nur selten Gedanken oder Probleme ausgesprochen, aber ein echtes Herz und ein unverderbtes Gemüt offenbaren sich in ihnen. Und wir dürfen daraus schließen, wie sehr der Marschall seiner geliebten Frau verbunden war.

Während der kurzen Jahre des Friedens, die Blücher vielfach durch Krankheit verdunkelt waren, pflegte ihn Amalie mit großer Aufopferung. Als der König am Vorabend von Blüchers Tod an des Marschalls Sterbebett erschien, war es ihm ein Trost, seine geliebte Frau der Gnade des Königs empfehlen zu können.

Gering sind die Nachrichten, die uns über Johanna, Gräfin Yorck von Warthenburg, überliefert sind. Ein Bild aus dem Jahre 1824 zeigt sie uns neben einem Grabmal sitzend, einen Trauerkranz in den Händen haltend und das Antlitz von Leid und Schmerz erfüllt. Nicht ohne Grund hat der Künstler diese Frau so dargestellt; denn nicht weniger als zehn ihrer Kinder mußte sie hinstorben sehen. Als ihre Tochter Berta bei der Geburt ihres ersten Kindes starb und den Eltern nur noch ein einziger Sohn blieb, schrieb die Mutter an eine Freundin: „Wenn ich auch spät erst Ihnen schriftlich danke für Ihre so herzliche und meinem Herzen wohlthuende Teilnahme, so bitte ich Sie doch zu glauben, daß es das erste Trostgefühl war, was meine Seele empfand, wie ich Ihnen so liebevollen Brief erhielt. Wäre es mir möglich gewesen, Menschen um mich sehen zu können, so wären Sie, meine Freundin, die einzige gewesen, die ich gewünscht hätte. Aber mein unaussprechliches Leiden hatte meinen Geist und Körper so zu Boden gedrückt, daß ich, Gott weiß es am besten wie gern, mein Leben mit meiner guten lieben Berta hätte beschließen mögen; doch um diese Wohltat bat ich vergebens; und die Vorsehung,

die ja alles wohl macht, hatte recht; ich habe noch Pflichten, mein Mann, mein nun einziger Sohn und das teure Kind meiner geliebten Tochter, das sie mit sterbender Stimme mir vermachte, sind die Bande, die mich an das Leben fesseln. Und so gehe ich mit meinem so tief verwundeten Herzen gebückt unter meinem Leiden die dunkle Bahn meines Lebens geduldig fort. Ich werde ja endlich auch das Ziel erreichen.“

Wenig ist uns über das weitere Schicksal dieser Frau überliefert. Das Leben ihres Mannes, dieses ernsten, strengen und zähen Charakters, von dem man sagte, daß er „scharf wie gehacktes Eisen“ sei, gehörte ganz dem Vaterland; aus den wenigen Briefen aber, die uns erhalten sind, wissen wir, daß die Ehe eine glückliche war. Auch dieser Soldatenfrau waren schwere Aufgaben gestellt worden; allein eine Frau, die mit Yorck durchs Leben ging, wollte es auch nicht leicht haben. Yorck hat Johanna Seidel am 6. Juli 1792 „allein aus Liebe“ geheiratet. Es war damals nicht selten, daß sich Offiziere durch eine günstige Heirat aus Geldschwierigkeiten zogen. Nachdem Yorck auch in solche geraten war, versuchten ihn Freunde zu bewegen, eine reiche Aristokratin zu heiraten. Die Frau, die man ihm zugedacht hatte, war auch entschlossen, dem Vorschlag zu folgen. Allein als Yorck dies erkannte, verzichtete er leichten Herzens. Kurze Zeit darauf fand er Johanna Seidel, eine bürgerliche Kaufmannstochter „ohne Vermögen, aber anmutig und anspruchslos, von weichem, anschniegsamem Sinne, voll innigster Liebe für ihn“. Als Yorck kurz darauf in einer feinen Gesellschaft gefragt wurde, was für eine geborene seine Braut sei, antwortete er zum Erstaunen aller mit dem ihm eigenen Stolz: „Gar keine geborene.“

Von anderer Art war die Frau des Generals Carl von Clausewitz, des großen Kriegsdenkens, dessen Werk „Vom Kriege“ bis auf den heutigen Tag seine Gültigkeit behalten hat. Wer auch nur wenige Seiten dieses gewaltigen Buches liest, der ist ergriffen, sowohl von der Fülle der Gedanken wie von der vollendeten Sprache, in der sie vorgetragen sind. Hier spricht ein Soldat, der zugleich ein Denker und ein Künstler war. Mit Scharnhorst und ihm beginnt die Geschichte des neueren deutschen Soldatentums, das in einem besonderen Sinne auch ein geistiges Soldatentum ist. Clausewitz war Scharnhorsts Freund und Schüler. Er nannte ihn den Vater seines Geistes, ihm und seiner Frau Marie, das hat er immer wieder ausgesprochen, dankte er alles, was er geworden war. Marie von Clausewitz war eine Gräfin von Brühl, eine Enkelin des berühmten gewordenen kunstfreundlichen sächsischen Staatsministers von Brühl. Marie war nicht schön ihrer äußeren Erscheinung nach, um so größer aber war ihre innere Schönheit, ihre ausgeprägte Herzensbildung, ihr Seelen- und Geistesadel. Eine hoch entwickelte menschliche und künstlerische Kultur gaben ihrem Wesen einen seltenen Rang, so daß anspruchsvolle Zeitgenossen mit Bewunderung und Liebe von ihr sprachen. Marie machte ihren Mann mit der großen deutschen Geisteskultur bekannt. Der Briefwechsel, den die beiden Gatten miteinander führten, gehört zu den schönsten unseres an schönen Briefen so reichen Schrifttums. Aus diesem Briefwechsel spricht wie aus dem ihm verwandten zwischen Wilhelm und Caroline von Humboldt geführten eine reife und edle Menschlichkeit: ein vorbildliches und verpflichtendes Leben hat in ihm eine fortwirkende Darstellung gefunden. Marie war es auch, die auf das große Werk, das ihres Mannes Namen unsterblich machte, entscheidenden Einfluß ausübte. In ihrem Zimmer, an ihrem Schreibtisch entstand das Werk „Vom Kriege“. Immer wieder hat er seine Gedanken mit ihr durchgesprochen, ihre Hand hat viele Seiten niedergeschrieben. Sie war es auch, die gemäß dem Wunsche ihres Mannes nach seinem viel zu frühen Tode sein Werk herausgab. Diese Ehe gehört zu den großen vorbildlichen und verpflichtenden Lebensgemeinschaften deutscher

Menschen. Marie von Clausewitz' Name aber muß unter den großen Liebenden mitgenannt werden; unter den zahlreichen Namen hochgebildeter, durch Herzens- und Seelenbildung reicher Frauen der Klassik und Romantik wird sie niemals fehlen dürfen.*

II.

Marie von Clausewitz verwandt war Marie von Moltke, die fast noch ein Kind war, als sie 1841 der damals einundvierzigjährige Helmuth von Moltke kennenlernte. Die Briefe, die Moltke an seine Braut und Frau schrieb, sind nicht nur die ausführlichsten, sondern auch die menschlich reichsten und schönsten, die dieser große Brieffschreiber geschrieben hat. Aus diesen Briefen tritt uns das Bild „seines lieben Weibchens“ oder „seines lieben Mariechen“, wie er so oft schreibt, entgegen. Marie von Moltke war eine gerade, tapfere und treue Frau, die ihrem Manne nicht nur sehr viel Liebe und Verständnis entgegenbrachte, sondern die auch an seiner Arbeit, seinem inneren und äußeren Erleben Anteil nahm. Moltkes Berufspflichten führten häufig zu längerer Trennung der Gatten. Von seinen Reisen stammen die großen, berühmt gewordenen Briefe, in denen Moltke seine Erlebnisse und Eindrücke in einer geradezu goethischen Eindringlichkeit und Sprache schildert. Er war ein Meister der Landschaftsschilderung, es ist kaum eine Stimmung von der Ode der Heide über die Anmut stiller Täler bis zur Erhabenheit der Gebirge und des wogenden Meeres, die er nicht in diesen Briefen beschrieben hätte. Aber er hätte seine Briefe nicht so schreiben können, hätte er nicht die Gewißheit gehabt, daß die geliebte Frau an seinen Erlebnissen Anteil nehmen würde. Als gute Kameradin freute sie sich an ihres Mannes Ruhm und Erfolg, sie teilte aber auch seine Sorgen und Mühen. Aber ihr Wesen bleibt sich immer gleich: als ihr Mann zu den Höhen des Lebens emporsteigt, bleibt sie bescheiden und zurückgezogen wie zuvor. Moltke hat sie selbst eine echte Soldatenfrau genannt, war sie doch frohgemut und gott ergeben, besonnen und treu. Das frauliche, stillhäusliche Wesen ihres Charakters, die Bereitschaft, auf ihres Mannes eigenste Art einzugehen, hat entscheidend zu der inneren Größe und Ruhe von Moltkes Natur beigetragen, die mit der Grund seiner soldatischen Taten war. Viel zu früh hat das unerforschliche Schicksal die Gattin von Moltkes Seite gerissen. Im Jahre 1868 starb sie an einer Halsentzündung zum tiefsten Schmerz des Gatten.

Von anderer Art war Gertrud Wilhelmine von Hindenburg. Als Tochter des Generals von Sperling entstammte sie dem altpreussischen Soldatenadel, aus dem auch ihr zukünftiger Gatte herausgewachsen war. In derselben Weltanschauung und in derselben Haltung waren die Ehegatten erzogen. Einfachheit, Gottesfurcht, Treue, Liebe zum Vaterland und Opferbereitschaft bis zum Tode, das waren die Grundlagen dieser Erziehung. Dennoch aber brachte die Frau in das Leben des stillen und oft herben Mannes ein neues Element: Heiterkeit und Frohsinn. Im Gegensatz zu seiner körperlichen Wuchtigkeit steht ihre zarte und schlanke Anmut. In wohlthuender Harmonie ergänzen sich bei dem Paar die Gegensätze des Männlichen und Weiblichen. Auf solcher Grundlage verläuft auch die Ehe kampfslos und still; eine ruhige, von Hindenburg sehr erstrebte einfache Familienhäuslichkeit bildet das Fundament seines Lebens und seiner Arbeit. Die Frau ist dem Manne schlichte und treue Lebens-

* „Carl und Marie von Clausewitz: Ein Leben im Kampf für Freiheit und Reich“. Verlag für Kulturpolitik, Berlin.



Marie von Moltke als Braut im Alter von 17 Jahren.
Nach einer zeitgenössischen Steinzeichnung von Schneider.
Lichtbild: Historischer Bilderdienst.

kameradin, sie teilt seinen raschen Weg aufwärts und zieht sich mit ihm nach seiner Verabschiedung in das stille Hannover zurück. Drei Kinder sind dem Paare geschenkt worden. Aber noch einmal sollten die beiden aus Stille und Ruhe gerufen werden. Als der Gatte zum Retter des Vaterlandes wird, tritt auch die Frau aus ihrer Zurückgezogenheit heraus. Fast täglich kommen die Karten und Briefe aus dem Hauptquartier, und täglich gehen die ihren hinaus. Sie erlebt die schweren Stunden ihres Mannes mit, denn sie weiß, welche Last der Verantwortung auf seinen Schultern ruht. Aber sie darf sich auch an den errungenen Erfolgen freuen, das Volk vergißt sie nicht. Ohne daß sie sich dagegen zu wehren vermag, fällt auch auf sie das helle Licht des Ruhmes ihres Mannes. Unzählige tragen ihre Sorgen und Wünsche der Frau vor. Der Generalfeldmarschall nennt darum seine stille Wohnung in Hannover das „stellvertretende Hauptquartier“. Die Frau hat viele ernste und heitere Erlebnisse, aber wie ihr Gatte wird auch sie nicht müde, ihre Pflicht und mehr als ihre Pflicht zu tun. Dabei bleibt sie eine einfache und schlichte Frau, wie sie das immer gewesen war. In den düstren Tagen der Jahre 1918 und 1919 steht sie tapfer und aufrecht an ihres Mannes Seite. Schon bald nach dem Kriegsende freilich ruft sie das Schicksal von ihrem Plage ab. Als im Mai 1921 die Gattin starb, war sehr viel Freude und Lebenskraft von dem Feldmarschall genommen. Hindenburg war in diesen Tagen um Jahre gealtert. Sein Haar war schneeweiß geworden, und als er an

das Ehrenggrab, das die Stadt Hannover für Frau von Hindenburg bereitet hatte, traf, fühlte jedermann, daß ein ungeheurer Schmerz diesen eisernen, aber nun einsam gewordenen Mann fast zerbrechen wollte. Aber er mußte leben, denn das Vaterland rief ihn zu neuen Aufgaben.

Wo immer des Generalfeldmarschalls von Mackensen gedacht wird, da wird auch die Erinnerung an seine Mutter lebendig werden müssen. Ein ungewöhnlich herzliches Band verband Mutter und Sohn. Von seiner ersten Jugend bis zu ihrem Tode — sie starb fast neunzigjährig im Weltkrieg — empfing sie allsonntäglich einen Brief ihres Sohnes August, gleichgültig, ob er junger Leutnant oder Feldmarschall war, gleichgültig ob Frieden war oder Krieg. Diese Verbundenheit vermag ein Zeugnis abzulegen für die menschliche Haltung von Mutter und Sohn. Am Tag vor der Vollendung ihres 89. Geburtstages eilte der Generalfeldmarschall zu ihr, um ihr seine Glückwünsche persönlich darzubringen. In rührenden Worten schreibt er selbst darüber: „Als der Wagen vor dem Hause hielt, erschien in dessen Tür in ihrer weißen Haube die ehrfurchtgebietende aufrechte Gestalt der heißgeliebten Greisin. Die Freitreppe hinaufeilend, stürzte ich wortlos in ihre Arme. In dieser beiderseits tiefbewegten Umarmung klangen, mit der ganzen Inbrunst eines Mutterherzens geflüstert, die Worte in mein Ohr: „Mein liebes Kind!“

Wie wundervoll ist auch der Brief, mit dem Mackensen der Mutter seine Ernennung zum Generalfeldmarschall mitteilt: „... Nun ist dein Junge Generalfeldmarschall geworden, hat die höchste Würde erlangt, die einem Soldaten in seinem Beruf beschieden sein kann, und hat sie sogar vor dem Feinde, also in Betätigung des Zweckes seines Berufes, erworben. Der liebe Gott hat meine Berufswahl und damit mein Leben sichtbar gesegnet. Weit über mein Verdienst und mein

Erwarten hat er mich mit Glück überhäuft, von Stufe zu Stufe emporgetragen und mich zum Werkzeug des Sieges gemacht, mit dem er unser Volk begnadet. Ich vermag oft gar nicht zu fassen, daß das alles Wirklichkeit ist, und warum gerade ich es bin,

den das Soldatenglück ausgesucht hat. Meine Dankeschuld ist unermesslich. Und Welch ein weiteres Glück, liebe Mutter, daß du diesen Aufstieg deines Sohnes, diese Erfüllung seines Berufes noch erlebst! Wenn etwas meiner Freude eine besondere Weihe geben kann, so ist es diese ungewöhnliche Tatsache. Ich erblicke in ihr eine ganz besondere Gnade Gottes und messe deinen Gebeten einen großen Anteil an den Erfolgen zu, die sich an meinen Namen knüpfen. Wie viel Männer in meinem Alter können noch an eine Mutter schreiben, wie wenige sich noch Kind nennen hören und damit jung fühlen! Ich glaube, du bist die erste nicht fürstliche Frau in unserem Vaterland, die einen Sohn als Generalfeldmarschall aufbetendem Herzen durchs Leben tragen kann!“

So verschieden nach Wesen und Charakter die Gestalten dieser deutschen Soldatenfrauen auch sein mögen, so sind sie doch alle wie aus einer großen Familie. Sie sind sich gleich in der Liebe und Treue, durch die sie ihren Männern verbunden sind. Sie sind verwandt durch ihren Willen zum Dienst und ihr Wissen um die besonderen

Pflichten und Aufgaben, die ihnen als Soldatenfrauen zukommen. Sie kennen keine falsche Zehsucht, sie wissen, daß eine Ehe Dienst und Hingabe fordert, daß sie Pflichten auflegt und daß nur aus Opfern das große Glück der Erfüllung wächst. Stolz und demütig zugleich sind sie Teilhaberinnen an der Arbeit und dem Erfolg ihrer Männer. Es ist ein Stück deutschen Schicksals, das aus dem Leben dieser Soldatenfrauen spricht, und es ziemt uns wohl, uns zu Zeiten ihrer zu erinnern und der Art, wie sie in Gemeinschaft mit ihren Männern für das Vaterland lebten.



Lichtbild: Archiv Vöhrich.

Die Mutter Mackensens im Alter von 89 Jahren. (1915.)



Lichtbild: Sammlung Seiter.

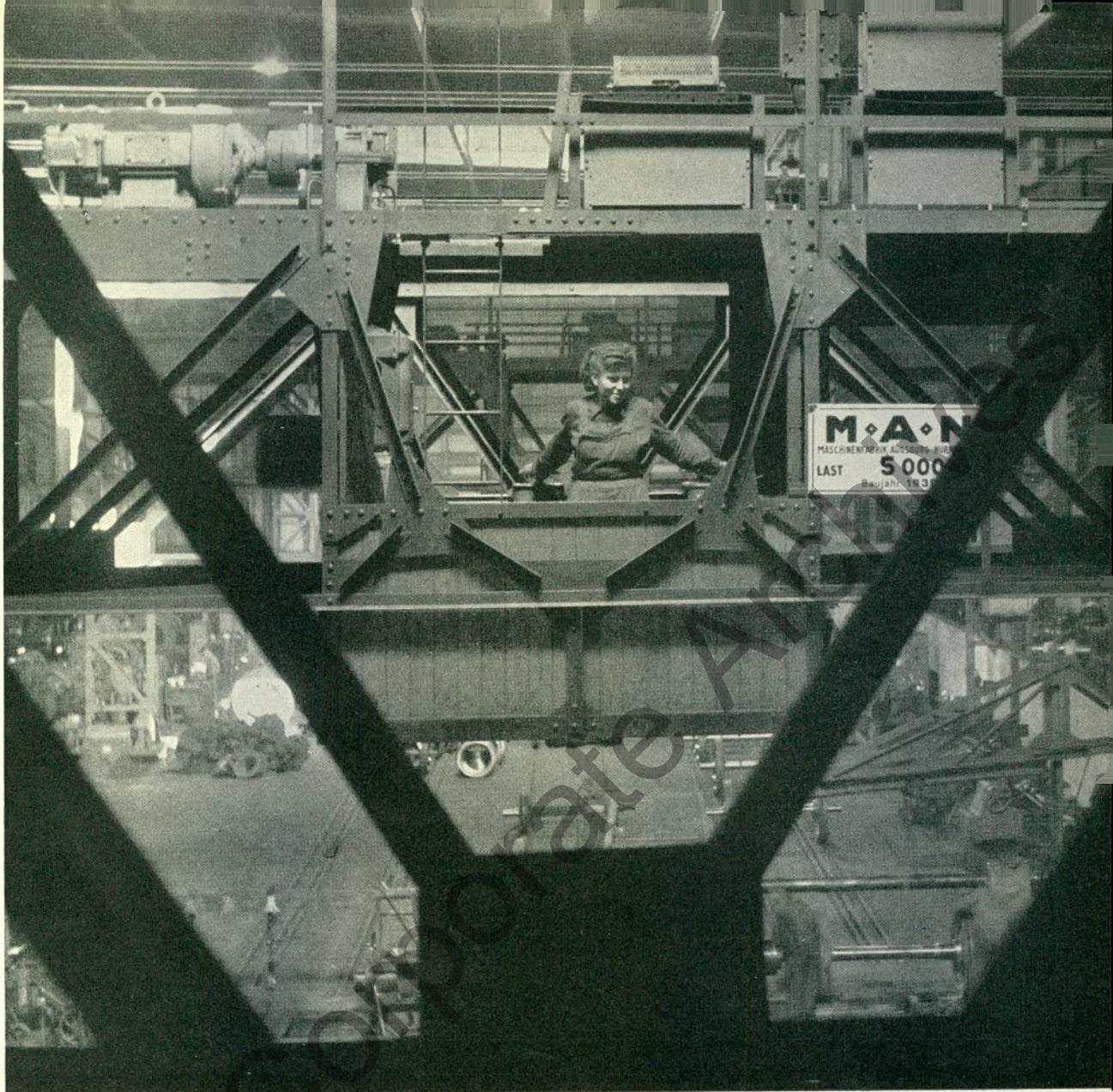
Hindenburg als Leutnant im Kreise seiner Familie.

Auf dem Sofa sitzend die Eltern Hindenburgs, rechts seine einzige Schwester Ida, hinter ihr Paul von Hindenburg, zwischen den Eltern der jüngste Sohn Bernhard, rechts neben der Mutter sein Bruder Otto.

Frauen am Werk.

Besuch
in einer Geschosfabrik.

Von Dr. Ruth Kutsch.



Lichtbild: Häublein.

„Die Kriegswichtigen Betriebe verdanken es nicht zuletzt den Leistungen der mitschaffenden Frauen, wenn die großen Anforderungen der Gegenwart in vollem Umfang erfüllt werden können. Unsere Werkskameradinnen sind so zu unentbehrlichen Gliedern der Heimatfront geworden.“

Walter Borbet.

Unser Besuch beginnt von der „hohen Warte“ eines Kranes aus. Man klettert zwei durchbrochene Eisentreppe hinauf, läuft einen ebenso luftigen Lauffteg entlang und steht oben vor dem Einstieg in einen der Kräne, die an der Decke der Maschinenhalle unermüdlich ihre schweren Lasten auf und ab tragen — von einer Maschine, von einer Prüfstelle zur anderen. Nun noch eine kleine Zehnerei in den schmalen Einstieg hinab, dann steht man neben der Führerin im Inneren des Kranes. Es ist ein balkonartiger Raum, der eigentlich nur für einen einzelnen Menschen ausreichend Platz bietet.

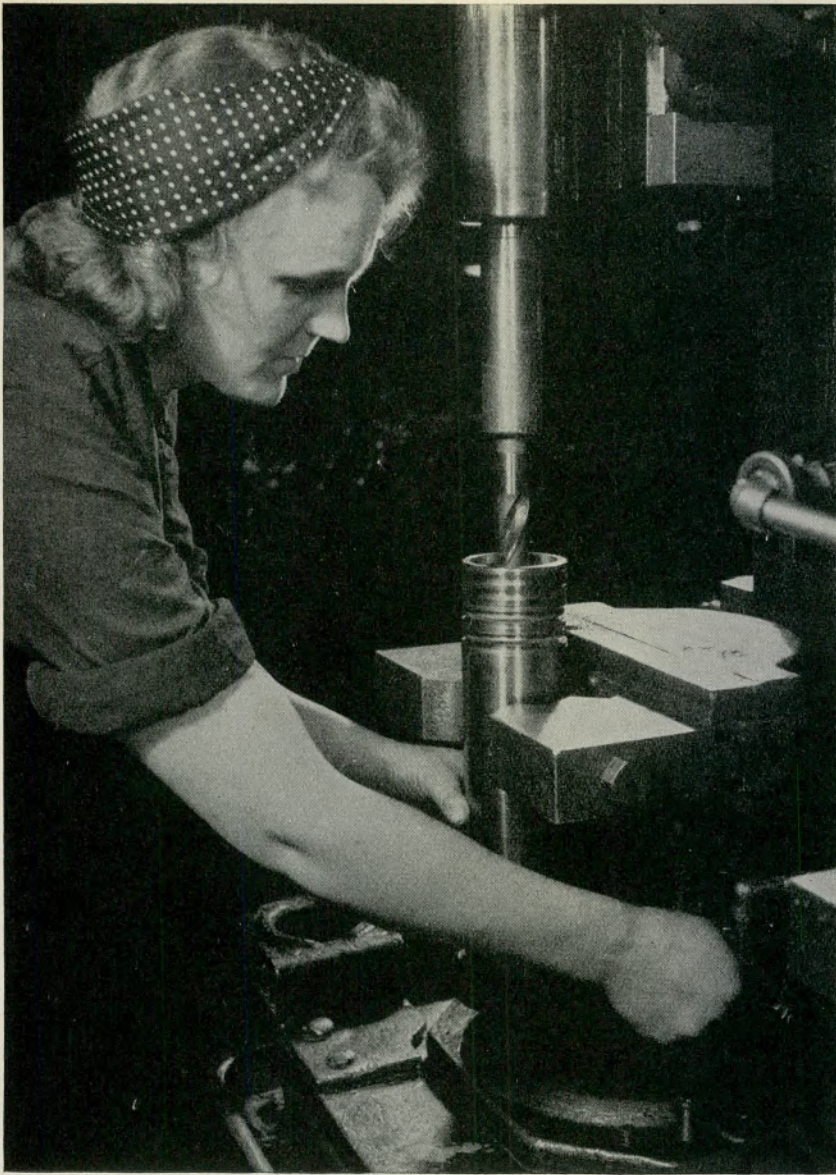
Die Kranführerin drückt — sich in der durch den Besuch entstandenen Enge geschickt bewegend — einen der vier oder fünf geheimnisvollen Hebel herab, dreht an einem Lenkrad, und schon setzt sich der Kran mit sanftem Anrollen in Bewegung; einen überflüssigen Aufenthalt kann man sich im Drängen der Arbeit nicht leisten.

Es ist ein merkwürdiges Gefühl, wenn „der Boden so unter einem wegrutscht“ — die Kranführerin bestätigt, daß es in den ersten Tagen schwierig war, dies Schweben, Zittern und Stampfen lange zu ertragen, ohne „seekrank“ zu werden.

„Aber man gewöhnt sich rasch und gründlich daran“, erzählt sie dann mit häufigen Unterbrechungen weiter, ohne die Augen von der Last abzuwenden, die sie eben unten von einer Poliermaschine fortholt; auf Zentimeter genau lenkt sie den Haken der Kranfette dorthin, wo die Poliererin unten am leichtesten das zentnerschwere Werkstück einhängen kann. „Ich mache diese Arbeit nun schon fast zwei Jahre und halte es gut aus. Mein Mann ist eingezogen, und ich habe einen Jungen von sieben Jahren, der, wenn ich arbeite, gut bei meiner Mutter aufgehoben ist. Da hab' ich Zeit und verdiene mir das Geld gern. Und es macht mir auch richtig Spaß. Wir Frauen sollen ja gerade das Kranführen besonders gut machen — Unlernzeit brauchen wir jedenfalls meistens weniger als die Männer! — Sehen Sie, fast alle Kräne hier und überhaupt im ganzen Werk, außer den ganz schweren, werden jetzt im Krieg von Frauen bedient!“

Rechts und links gleiten in gleicher Höhe und parallel mit uns sechs oder acht oder noch mehr Kräne eilfertig hin und her; manchmal sieht man ein blaues oder rötliches Kopfstück aufleuchten, wenn eine der Kranführerinnen hinunterspäht, wo sie ihre Last absetzen oder wegholen soll.

Unten dehnt sich die Maschinenhalle der Geschosfabrik eines Stahlwerks, ein vielschiffiger Raum, weiß und dämmerig wie ein nächtlicher Bahnhof. Metallischer Lärm brandet herauf, Klirren und Dröhnen, und in der Luft hängt der bittere ölige Geruch, den schwer arbeitende Maschinen ausströmen.



Lichtbilder: Häublein (5), Künstl (1).

Wenn man sich aus dem Kraus herausbeugt, sieht man unten zwischen den Maschinen und in den Gängen klein und emsig all' die vielen Menschen bei ihren verschiedenen Tätigkeiten; mitten zwischen den Männern überall die bunten Kopftücher arbeitender Frauen. Von hier oben aus sieht sich das an wie eine sehr eindrucksvolle Illustration zu dem so oft gehörten und gelesenen Satz: „Die deutsche Frau arbeitet Schulter an Schulter mit dem Mann für den Sieg!“

Daß dieser Satz keine Phrase ist, hat man auch vorher gewußt. Noch vor wenigen Tagen war in einer führenden Wochenzeitung zu lesen, daß augenblicklich der Anteil der Frauen am deutschen Gesamtarbeitseinsatz 39 % beträgt! Einen so hohen Prozentsatz haben die arbeitenden Frauen bisher noch nie gestellt. Der Höchststand von 1928, der in den folgenden Jahren der Krise und nach dem Umbruch 1933 durch den bevorzugten Einsatz von Männern vorübergehend nicht mehr gehalten wurde, ist bereits 1938 wieder erreicht und jetzt nicht unerheblich überschritten worden. Das Verhältnis von Männern und Frauen war 1938 — bei 100 Arbeitern und Angestellten — 67,2 zu 32,8. Diese Zahl hat sich heute also zugunsten der Frauen um gut 6 % verschoben. Diese Entwicklung zur Mehrarbeit der Frauen hin erscheint übrigens nicht nur kriegsbedingt, sondern ist seit der sprunghaften Industrialisierung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bis heute deutlich aus den Statistiken abzulesen.

Wenn man bedenkt, daß die Frauen, neben dieser öffentlichen, statistisch erfaßten Arbeitsleistung als Arbeiterin und Angestellte, fast allein die gesamte private hauswirtschaftliche Arbeit erledigen, so erscheint ihr Anteil an der volkswirtschaftlichen Leistung sehr beachtenswert — und die deutschen Frauen dürfen auf ihren Beitrag zur Arbeitsleistung und also Wehrkraft unseres Volkes stolz sein! — Der weitaus größte Teil der insgesamt 8,42 Millionen berufstätiger Frauen, die heute von den Arbeitsämtern erfaßt werden, ist in der Haus- und Landwirtschaft, in kaufmännischen und Verwaltungsberufen beschäftigt. Nur ein Bruchteil arbeitet in solchen Berufsgruppen, die direkt für die Kriegswirtschaft wichtig sind.

In diese Gruppe gehören in erster Linie die Rüstungsarbeiterinnen; wenn man an Fraueneinsatz im Krieg denkt, gehen die Gedanken unwillkürlich zunächst zu ihnen, die so augenfällig an die Stellen der eingezogenen Männer gerückt sind. So beginnen wir unseren Besuch in der Geschosfabrik schon mit ganz bestimmten Vorstellungen. Aber wir merken bald: Es ist doch etwas anderes, den Einsatz von Frauen in einem bisher frauenlosen Betrieb der Rüstungsindustrie mit den eigenen zwei Augen zu sehen, als ihn sich nur vorzustellen — und sei es mit noch so viel Phantasie!

Schon von der Vielfalt des Einsatzes in unserer Geschosfabrik kann sich ein Außenstehender kein Bild machen. Es sind





hier augenblicklich Frauen und Mädchen an Drehbänken und Bohrmaschinen, an Abstechbänken, Erzenterpressen, Gewindefräs- und Schleifmaschinen, sogar an Revolverdrehbänken beschäftigt; sie sind als Helferinnen an den großen Automaten und als angelernte Schlosserinnen tätig; sie sind in der Werkzeug- und Lehrenaussgabe, und sie sind vor allem als Kranführerinnen und als Prüferinnen für die Kriegszeit ganz unentbehrlich geworden. Die Aufzählung der Maschinen wird manchen erstaunen, und es taucht gleich die besorgte und berechtigte Frage auf, ob diese Art „richtige Männerarbeit“ nicht zu anstrengend für eine Frau und — zumindest auf die Dauer — gesundheitschädigend ist.

Diese Frage ist auch die erste, die wir nach Verlassen des Krans, unten auf festem Boden mitten im Geräse der Maschinenhalle stehend, an den begleitenden Ingenieur stellen.

Die Antwort lautet beruhigend: Der Einsatz geschieht unter ständiger Fühlungnahme mit dem Werksarzt, der regelmäßige Betriebsbesichtigungen vornimmt. Vor Aufnahme der Arbeit wird jede Frau gewissenhaft auf ihre körperliche Tauglichkeit zur Maschinenarbeit untersucht. Die sozialen Schutzeinrichtungen sind auch für den Krieg beibehalten worden. Neben der Vorsorge durch das Werk steht den Frauen jederzeit die Betriebsfrauenwalterin der DWS mit den zahlreichen Amtswalterinnen der einzelnen Betriebsabteilungen bei jeder arbeitsmäßigen oder häuslichen Schwierigkeit mit Rat und Tat zur Seite. So kann es kaum vorkommen, daß eine Frau zu schwere Arbeit tut. Grundsätzlich werden Frauen und Mädchen nur für die leichteren Arbeiten genommen, zu deren Ausführung nicht allzuviel Muskelkraft notwendig ist.

„Vielfach haben wir jetzt aber auch Frauen an solche Plätze gestellt, an denen früher voll leistungsfähige Männer arbeiteten; denn viele Maschinen sind jetzt so eingerichtet worden, daß zur Bedienung die Kraft einer Frau völlig ausreicht. — Aber das sehen Sie sich am besten selbst an!“

Wir machen vor einigen Fräsmaschinen halt, die von Frauen bedient werden. Ihre Aufgabe besteht darin, die Ge-





In der Abnahme wird jedes
Geschloß mehrfach genau geprüft.
Sichtbild: Künstl.

bedienenden Maschine einen hochwertigen
Arbeiter.

„Sie hätte fast an die Stelle ihres ei-
genen Sohnes rücken können. Er ist näm-
lich auch in unserem Betrieb beschäftigt
und wurde vor einem Jahr eingezogen.
Frau B. hat schon im vorigen Krieg bei
uns gearbeitet. Damals war sie aller-
dings noch ein junges Mädel...“

„Wie war das eigentlich im Kriege
1914/18? Gerade Ihr Werk hat
doch damals auch schon mit Hochdruck
gearbeitet. Hat damals der Staat auch
darüber gewacht, daß die weiblichen
Arbeitskräfte nicht übermäßig ange-
spannt wurden?“

„Nein, das blieb fast ganz den ein-
zelnen Betrieben überlassen! Was man
an Arbeitsleistung für notwendig hielt,
wurde von dem ‚unbekannten Heer‘ der

winde von Granaten sauber zu fräsen. Wie silbrige Locken
ringelt sich der Metallabfall von dem sich eilig drehenden
Werkstück.

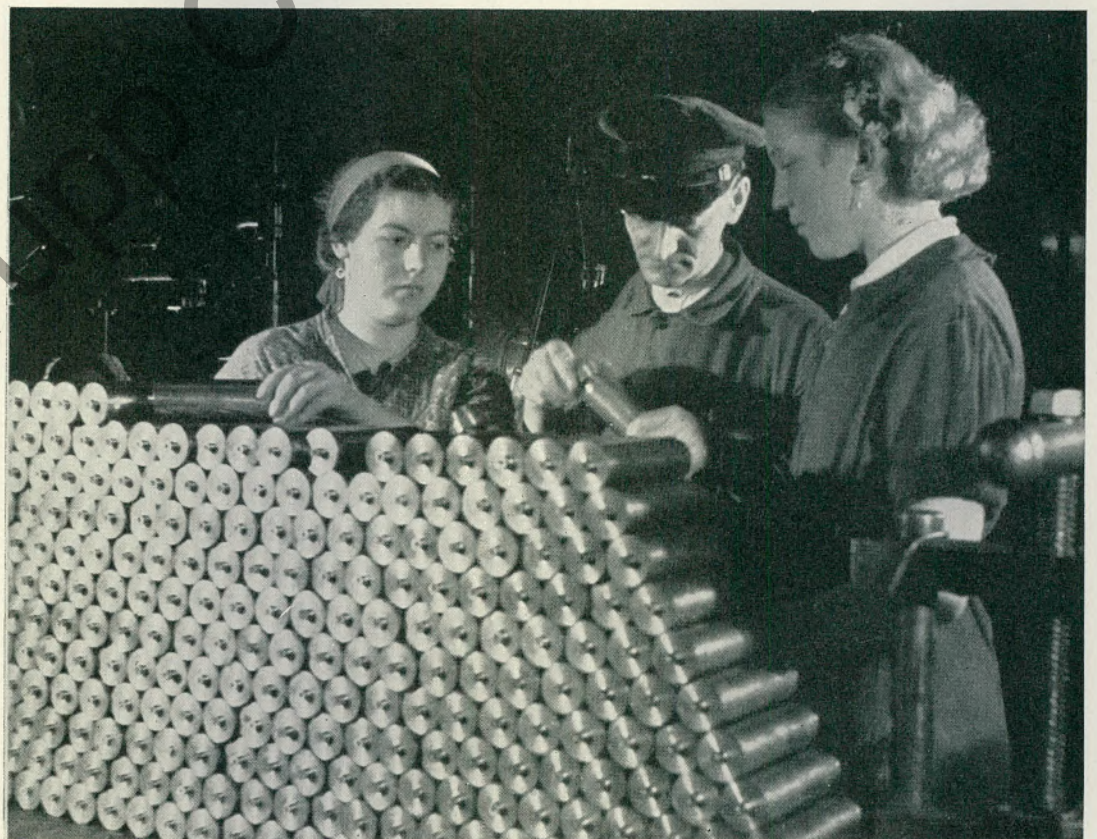
Ein älterer Arbeiter im grauen Kittel fällt uns auf, der von
Maschine zu Maschine geht und offenbar aufpaßt, daß alles
ohne Störung läuft.

„Das ist der Einrichter“, wird uns erklärt. „Eine wichtige
Persönlichkeit! Unsere Frauen hier sind ja schließlich keine
langausgebildeten Facharbeiter, und sie brauchen daher bei der
Bedienung komplizierter Maschinen jemand, der das Ein-
stellen usw. für sie besorgt. Ungefähr sechs Frauen haben
daher einen erfahrenen Kameraden als Helfer, zuerst
als Anlerner und dann als Einrichter für die Maschi-
nen zur Verfügung. — ‚An-
lernerinnen‘, wie sie auf
den Reichsschulen der DAF
überall in Deutschland ge-
schult werden und von denen
man jetzt so oft in den Zei-
tungen liest, gibt es bei uns
nicht; sie können naturge-
mäß nur dort eingesetzt
werden, wo vorwiegend
Frauen arbeiten und wo es
immer schon Vorarbeits-
rinnen gab, also zum
Beispiel in Spinnereien
usw.“

Eine riesenhafte langge-
streckte Maschine, vor der
eine einzelne Frau arbei-
tet, erregt beim Weiter-
gehen unsere Aufmerksam-
keit. Wir hören, daß die
kräftige, rotbackige Frau
B., die uns nun freundlich
zulacht, sich als besonders
tüchtige Kraft bewährt; es
hat ihr nur eine kurze An-
lernzeit zur Verfügung ge-
standen, aber sie ersetzt an
der komplizierten, schwer zu

Sichtbild: Häublein.

deutschen Frauen damals bis zur Erschöpfung geleistet — wie wir
heute wissen, sehr zum Nachteil der eigenen Gesundheit und der
kommenden Generation. Die meisten Frauen waren in jenen
Jahren ja aus Not gezwungen, auf Arbeit zu gehen, weil im
Gegensatz zu heute die Unterstützung der Soldatenfrauen sehr
gering war, Frauen ohne Kinder zum Beispiel überhaupt keine
bekamen. Der ‚Nationale Frauendienst‘ hat dann allerdings
im Laufe des Krieges viele Mißstände beseitigt und viele
Schutz- und Hilfsmaßnahmen gefunden und erkämpft. Die
heutigen umfassenden Maßnahmen auf dem Gebiet der
Frauenarbeit fußen, wie unsere gesamte Kriegswirtschaft, auf
den harten Lehren des Weltkrieges. Die Fehler von damals
können heute vermieden werden. Betriebsleitung, DAF, und



Den Kindern der arbeitenden Frauen gilt die besondere Sorge des Werks.

Lichtbilder (2): Kauf.

N.S.B. sehen im gegenwärtigen Krieg, wie Sie wissen, eine besonders wichtige Aufgabe in der Fürsorge für die werktätige Frau: Sie soll mit Freude arbeiten können!

Übrigens hat unser Stahlwerk auch im Weltkrieg schon geradezu vorbildlich für seine weiblichen Gefolgschaftsmitglieder gesorgt, zum Beispiel durch geldliche Zuschüsse und durch Stellen von Winterkohlen und Kartoffeln, was damals noch mehr als Geld bedeutete! 1917 wurde neben der gleich bei Kriegsbeginn gegründeten „Kriegswohlfahrtsstiftung“ eine heute noch in etwas veränderter Form bestehende weitere Stiftung in Höhe von einer halben Million Mark ausschließlich für Wöchnerinnen und junge Mütter aus dem Kreis der Werksangehörigen errichtet. — Aber jetzt bin ich zu sehr in die alten Zeiten geraten, und Sie wollen noch so viel von dem neuen Leben hier sehen!“

Wir stehen gerade vor einer niedrigen breiten Maschine. Eben senkt sich, von einem Kran fast lautlos herbeigeschleppt, eine über meterlange Geschosshülse auf die Maschine herab. Mit geschickten Griffen spannt die Arbeiterin, ein braunhaariges, schlankes Mädchen in einem dunkelgrauen Overall, das Werkstück ein und hakt die Krankette ab. Ein kurzer Zuruf — die Kette wird hochgezogen, und der Kran läuft sofort geschäftig anderen Aufgaben zu. Auf einen Hebeldruck hin beginnt nun die Geschosshülse sich in rasender Eile zu drehen; es macht Freude, zuzusehen, wie sie dabei blank und blanker wird. Und noch mehr Freude macht es, daß das Mädchen sich bei seiner Arbeit nicht abheben muß, sondern aufmerksam, ruhig und stetig die Maschine bedienen kann. Sie behandelt das brummende Ungetüm ordentlich zärtlich. „Nun passen Sie einmal auf, wenn die Hülse fertig ist!“



Früher mußte dann die Maschine von dem Arbeiter mit der Hand und viel Muskelschmalz wieder auf die Ausgangsstellung zurückgedreht werden. Niemand ist je auf den Gedanken gekommen, daß das eine höchst überflüssige Verschwendung von Menschenkräften war. Erst als nun Frauen eingesetzt wurden und über das anstrengende Spannen klagten, fand man auf Abhilfe und fand sie rasch: ohne allzu viele Kosten konnten bei vielen Maschinen automatische Spannungsvorrichtungen und automatischer Vor- und Rücklauf angebracht werden — entweder mechanischer Art oder solche, die durch Pressluft oder ölydraulisch betrieben werden. Dadurch sind jetzt die Maschinen nur noch halb so ermüdend zu versorgen, weil zwischendurch immer mal Zeit zum Ausruhen bleibt. . . .“

„Da ist also der Satz bestätigt, daß der Krieg der Vater aller Dinge sei! Ohne den kriegsbedingten Einsatz der Frauen wären diese Verbesserungen doch wohl noch längst nicht erfunden worden?!“

„Sicher nicht! Aber jetzt werden sie natürlich auch nach dem Kriege beibehalten — wenn wir wieder ein ‚frauenloser Haushalt‘ geworden sind.“

Darauf aufmerksam gemacht, entdecken wir nun an fast allen Maschinen, an denen wir noch vorbeikommen, diese mechanischen Spannungsvorrichtungen, und wir erkennen in ihnen einen der Gründe, weshalb an keiner der hier arbeitenden Frauen übermäßige Hast und Eile zu sehen ist. Sie alle stehen in ihren grüngrauen Overalls oder durch dicke braune Gummischürzen geschützt, ruhig und gesammelt an ihrer Stelle hinter den Maschinen.

Zum Abschluß unseres



Besuchs sehen wir noch in eine der „Abnahmen“, d. h. Prüfstellen des Werks, hinein. Jedes Geschloß läuft nämlich, bevor es das Werk verläßt, um an anderer Stelle mit dem verderbenbringenden Inhalt gefüllt zu werden, durch zahlreiche, bis zu vierzehnfache Prüfungen. Diese „Abnahmen“, von deren Zuverlässigkeit ja im wahrsten Sinne des Wortes das Leben von Tausenden unserer Soldaten abhängt, sind als gut aufeinander abgestimmte Kontrolleinrichtungen ein wichtiger Bestandteil des Werks.

In langen Reihen stehen in den durch Glaswände vom Lärm der großen Halle abgetrennten Prüfstellen Frauen und Mädchen vor den endlosen Kolonnen der halbfertigen Geschosse; jedes einzelne Stück wird mit besonderen „Lehren“, das heißt speziell angefertigten Meßinstrumenten, untersucht und bei der geringsten Unstimmigkeit zur Nacharbeit zurückgegeben oder als Ausschuß verworfen. Da die Arbeit leicht ist, aber rasche Bewegungen, Genauigkeit und nie erlahmende Zuverlässigkeit erfordert, werden für sie heute fast ausschließlich weibliche Arbeitskräfte verwendet.

Beim Anblick der vielen auf das gleiche zum gesenkten Gesichter, der jungen und älteren, der hellen und dunklen, der ernstesten und der heiteren, drängt sich der Wunsch auf, wenigstens ein paar Auserlichkeiten über das persönliche Leben all dieser Frauen und Mädchen zu erfahren: welchen Beruf sie früher ausübten, wie viele von ihnen verheiratet sind, Kinder haben, ob sie dienstverpflichtet wurden oder ob sie freiwillig herkamen, um ohne große Worte die Arbeit für die Männer draußen zu übernehmen.

In diesem Falle wollen wir ruhig auch einmal Zahlen hören. Wir verlassen jetzt die Maschinenhalle, an deren Geräusche wir uns langsam zu gewöhnen begannen, um in der Stille und Kühle eines Büroraumes die Antwort auf unsere vielen Fragen zu erhalten.

„Sie möchten also wissen, aus welchen Berufen sich unsere Arbeiterinnen rekrutieren? Da muß ich Ihnen antworten: aus allen nur denkbaren! Sie waren Näherinnen, Hausgehilfinnen, Verkäuferinnen, Kellnerinnen, Friseurinnen, Blumenbinderinnen, Hausfrauen, Putzmacherinnen oder Zigarettenverkäuferinnen, ehe der Krieg sie an die eiserne Arbeit bei uns rief. Die Umstellung ist für die meisten sehr einschneidend; aber man muß ihnen das uneingeschränkte Lob aussprechen: im allgemeinen begreifen die Frauen sehr schnell, auf was es ankommt, sie lassen sich für manche Arbeiten erstaunlich rasch als brauchbare Hilfskräfte einsetzen, und manche Frau erreicht im Akkord glatt die Leistung eines Mannes, ja übertrifft sie noch.“

„Dann könnte man also ohne weiteres die Frauen in der Metallindustrie beibehalten?“

„Einige besonders geeignete zweifellos. Aber es ist doch viel dagegen einzuwenden. Zunächst einmal sind ja alle Frauen nur behelfsmäßig angelehrt; man hat jetzt nicht die Zeit, sie jahrelang gründlich wie Sacharbeiter auszubilden, und so beherrschen sie nur ein winziges Teilgebiet — das allerdings einwandfrei und zu unserer vollsten Zufriedenheit. Nach dem endgültigen Sieg aber soll und wird wieder der natürlichere Zustand eintreten, daß die Frauen in Ruhe Heim und Kinder

versorgen können. Das ist ja schließlich das Ziel, für das sie jetzt die schwere Arbeit mit Freude tun.“

„Sind viele der Frauen hier verheiratet?“

„Weitاًus die meisten — wohl fast zwei Drittel. Viele haben Kinder, und ihnen gilt natürlich die besondere Aufmerksamkeit des Werkes. Unsere altbewährten Werkskindergärten, in denen die Kinder gut aufgehoben sind, während die Mutter unbesorgt arbeitet, haben Sie ja gesehen. Verwitwete oder unversehrte Mütter erhalten selbstverständlich die gleichen Kinderbeihilfen wie ein Familienvater. — Sie hatten doch noch eine Frage?“

„Ja, ob die meisten der im Werk beschäftigten Frauen und Mädchen dienstverpflichtet sind...?“

„Die meisten? Da sieht man, was so ein einprägsames neues Wort für übertriebene Vorstellungen erweckt! Nein, bei uns sind nur wenig über fünf Prozent Dienstverpflichtete. Die übrigen fünfundneunzig Prozent sind freiwillig gekommen. — Übrigens las ich gerade heute in der Zeitung, daß augenblicklich in ganz Deutschland nur 300 000 Frauen mehr arbeiten als vor dem Herbst 1939. Der Einsatz der Frau in die Kriegswirtschaft ist also bisher mehr eine Umschulung als ein Neueinsatz in den Gesamtarbeitsprozeß gewesen. — Nun, dafür haben Sie ja bei uns das beste Beispiel...“

„Ja, das habe ich wirklich gehabt, und ich bin dankbar für die Möglichkeit zu solch einem Einblick.“

Die Tore der Geschloßfabrik haben sich hinter uns geschlossen. Aber an vielen Stellen gibt es noch etwas zu sehen, was „eigentlich zum Thema gehört“. Da kommen wir an den gut eingerichteten Räumen des Werksarztes vorbei, wo die weibliche Gefolgschaft jede gesundheitliche Beratung, Höhenfonne und Diathermie kostenlos erhält. Da sehen wir uns noch kurz das große helle Kosthaus an, wo jedes Gefolgschaftsmitglied zwischen der Arbeit eine kräftige und billige warme Mahlzeit einnehmen kann. Auf Schritt und Tritt spüren wir das Wirken einer sehr regen und überlegten Werksfürsorge, die nicht von gestern auf heute entstanden, sondern in jahrzehntelanger Arbeit von beruflichen Kräften aufgebaut wurde. Man merkt an allem, daß die sozialen Maßnahmen für die arbeitenden Frauen nicht als „Notbehelf“ aufgezoogen sind, sondern sorgfältig geplant und großzügig durchgeführt wurden.

Als wir nach den langen Stunden im Werk endlich draußen in der blanken Frühlingssonne stehen, versuchen wir, eine Art Ordnung in alles Gesehene und Gehörte zu bringen, das uns in Kopf und Herz herumgeht. Dabei merken wir, daß der Begriff „Frauen in der Geschloßfabrik“, der uns bisher zwar ehrenvoll, aber doch sehr hart erschien, seine Schrecken verloren hat. Gewiß, die Arbeit dort ist nicht leicht — etwas anderes zu behaupten wäre grundlose Schönfärberei —; aber etwas ist noch, außer dem großen vaterländischen Zweck, da, was der Arbeit die Schwere und alle Bitterkeit nimmt: es ist die schöne Selbstverständlichkeit, mit der die arbeitenden Frauen und Mädchen als Menschen und nicht nur als Arbeitskräfte angesehen, geachtet und behandelt werden. Auf diesem fruchtbaren Boden erwachsen das Vertrauen und die Arbeitsfreude, die allein zu den höchstmöglichen Leistungen führen können.

Wir alle sind verpflichtet, dafür zu sorgen, daß der Vorsprung, den wir besitzen, sich nicht verkleinert, sondern daß er ständig größer wird. Dies ist kein Problem des Kapitals, sondern ausschließlich ein Problem der Arbeit und damit unseres Willens und unserer Fähigkeiten. Ich glaube, daß dabei vor allem auch das deutsche Mädchen und die deutsche Frau noch einen zusätzlichen Beitrag leisten können. Denn Millionen deutscher Frauen sind auf dem Lande und auf dem Felde und müssen dabei in härtester Arbeit die Männer ersetzen. Millionen deutscher Frauen und Mädchen arbeiten in Fabriken, Werkstätten und Büros und stellen auch dort ihren Mann. Es ist nicht unrecht, wenn wir verlangen, daß sich diese Millionen deutsche Schaffende Volksgenossinnen noch viele hunderttausende zum Vorbild nehmen.

Adolf Hitler am 4. Mai 1941.

Kroatien

Bauerland
zwischen
Drau und Adria.

Von
G. Pommeranz-Liedtke.

Marktleben um das Reiterdenkmal
des volkstümlichen kroatischen Banus
Jofef Graf Jelacic, eines Vorkämpfers
für die Unabhängigkeit seines Volkes.

Sämtliche Lichtbilder: Pommeranz-Liedtke.



Kroatien ist ein Land mit einer mehr als tausendjährigen eigenen Geschichte. Bereits in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts wanderten die Kroaten, ein slawisches Volk, aus dem Osten in das damalige römische Dalmatien ein und füllten bald den ganzen Raum zwischen Drau und Adria mit ihrer Volkskraft aus. Das von ihnen auf diesem Boden im 9. Jahrhundert begründete Königreich Kroatien-Slawonien-Dalmatien, das unter einer selbständigen Dynastie bis zum 12. Jahrhundert bestand, war die älteste Staatsgründung eines slawischen Volkes im Südostraum überhaupt. Als jedoch das kroatische Königtum im Jahre 1102 erlosch, entschlossen sich die Großen des Reiches für die Vereinigung mit dem Reiche der Stephanskronen durch eine Personalunion. Der Staat wurde mit ausgedehnten autonomen Rechten dem ungarischen Königreich und später über die Stephanskronen der Habsburgischen Monarchie angegliedert. Bis zum Jahre 1918 blieb so das Schicksal des kroatischen Volkes über achthundert Jahre lang mit demjenigen des ungarischen und deutschen Volkes verknüpft. In dieser langen Zeit haben sich die Kroaten bei aller Aufgeschlossenheit für die Einflüsse des deutschen Kulturbereiches, für den sie mit der Zeit ein wert-

volles Bollwerk gegen die Anstürme des Serben- und Osmanentums wurden, ihr eigenes Volkstum nicht nur erhalten, sondern erst zu hoher Blüte geführt und eine eigenständige Kultur aufgebaut, immer befeelt von dem Gedanken nationaler Tradition und der geschichtlichen Erinnerung an ihr einstiges eigenes Reich.

Auch im Rahmen des in Versailles ausgeklügeltsten neuen Staatsgebildes „Jugoslawien“, in dem Serben, Kroaten, Slowenen und dazu noch ein Duzend anderer Volksgruppen und Volkssplitter zu einer „südslawischen Nation“ gestempelt werden sollten, haben sich die Kroaten immer als eigenes Volk, nicht als Volksteil betrachtet. Aber sowohl ihr Verlangen nach einer freien Entfaltung ihres nationalen Lebens als auch ihr auf Grund ihrer Volksstärke wohl begründeter Anspruch auf Gleichberechtigung in der politischen Lenkung des gemeinsamen südslawischen Staates scheiterten an dem alleinigen Herrschaftsanspruch der Serben. Wie alle anderen von den Serben unterdrückten Volksgruppen, mußten auch sie selbst um die primitivsten Rechte immer wieder zähe Kämpfe führen. Die aus der verschiedenen historischen Entwicklung rührenden



Prüfend betrachtet der kroatische Bauer auf der Landwirtschaftsmesse in Agram deutsche landwirtschaftliche Maschinen.

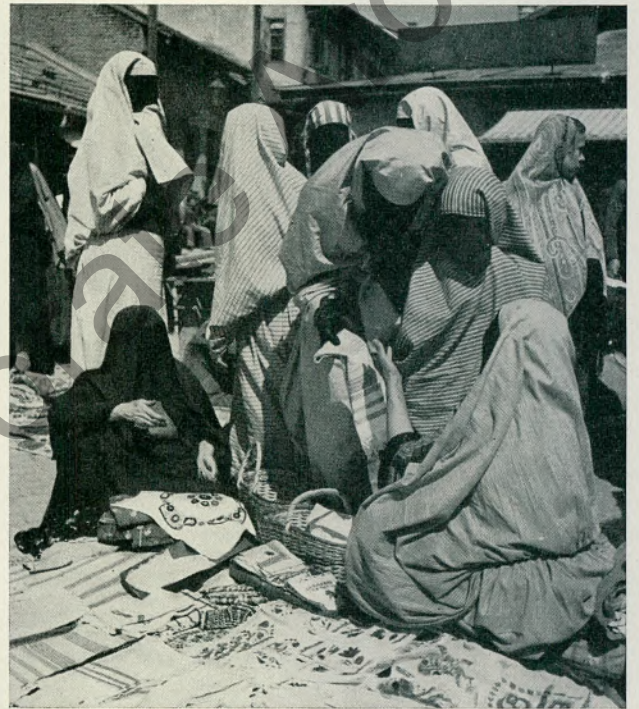
natürlichen tiefen Gegensätze zwischen Kroaten und Serben erwiesen sich schließlich, trotz aller sogenannten „Verständi-



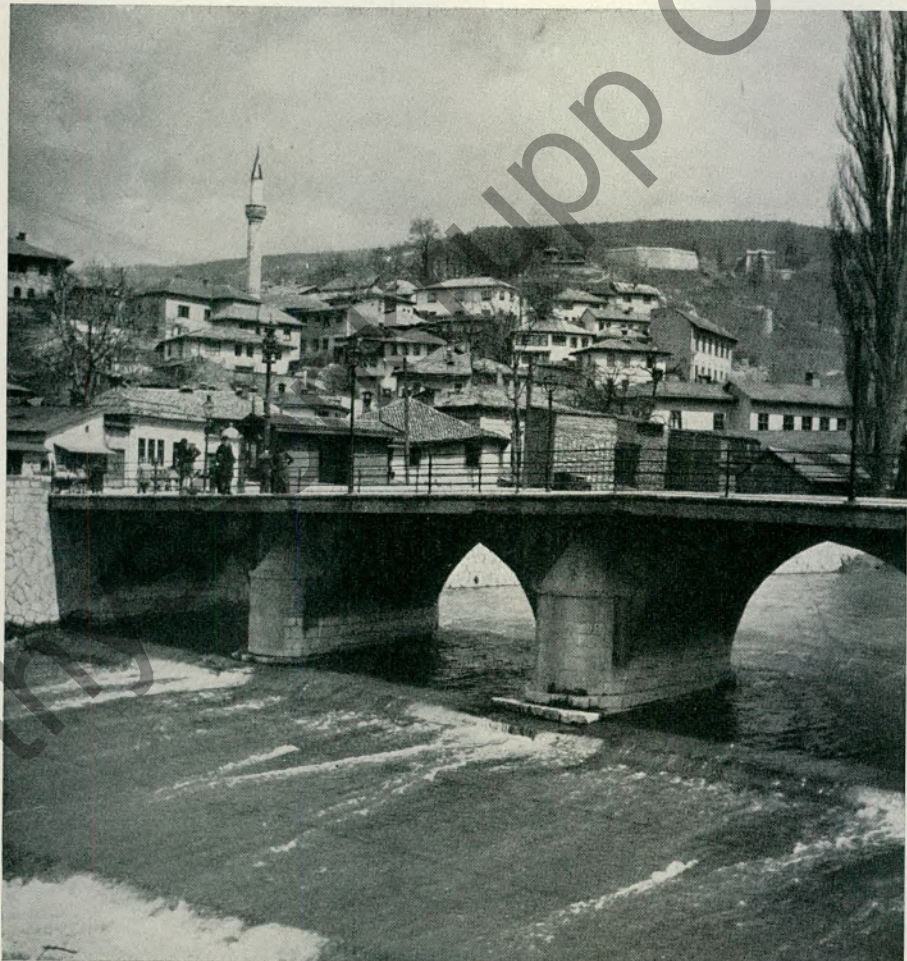
Sarajevo ist die zweitgrößte Stadt des jungen kroatischen Staates und Mittelpunkt der mohammedanischen Teile des Landes. Ungemein malerisch bauen sich die alten türkischen Stadtteile Sarajevos über der schäumenden Miljacka auf. Maultier- und Eselkarawanen durchziehen die malerischen Gassen der Stadt, die von zahlreichen schlanken Minarets überragt werden.

gungsabkommen“, die von Belgrad in der Praxis jeweils doch nie ernst genommen wurden, als unüberbrückbar, und daß das immer wieder notdürftig gekittete Verhältnis im Ernstfall einer großen Belastungsprobe nicht standhalten würde, war vorauszu sehen. Der Belgrader Militärputsch im April und die sich daraus entwickelnden Folgen, die für das kroatische Volk unvereinbar mit seinem geschichtlichen Gefühl und Verantwortungsbewußtsein waren, haben denn auch sehr schnell zur Aufrichtung eines selbständigen kroatischen Staates geführt, der in enger Zusammenarbeit mit den Achsenmächten sein Schicksal selbst gestalten will.

Der neue Staat wird seine Kraft vornehmlich aus dem starken und gesunden Bauerntum schöpfen, aus



Die Bevölkerung Bosniens ist bis heute noch zum größten Teil dem islamischen Glauben und Sitten treu geblieben. Besonders die Frauen halten hier streng an den überbrachten Gebräuchen, wie z. B. der Verschleierung, fest. So bietet Sarajevo noch heute türkischere Bilder als der Orient selbst.



dem ja auch die nationale Freiheitsbewegung immer ihre stärksten Antriebe erhielt. Kroatien ist ein Bauernland. Fast drei Viertel seiner Bevölkerung leben unmittelbar von Landbau und Forstwirtschaft. Von dem zu 45 % landwirtschaftlich genutzten Kerngebiet zwischen Save, Drau und Donau sind gegen 80 % Ackerland, Weinberge und Gärten. An Weizen, Mais und Ölsaaten bringen diese Gebiete große Ueberschüsse hervor, die neben der Versorgung der Zuschußgebiete im gebirgigen Bosnien auch für die Ausfuhr bereit stehen. Im ganzen ist die kroatische Landwirtschaft außerordentlich leistungsfähig. Ein großer Teil der bäuerlichen Betriebe ist heute mit modernen Maschinen und Geräten ausgestattet. Ebenso sind die Organisation des Absatzes für den Inlandsbedarf und die Ausfuhr sehr weit vorgeschritten. Die Sicherung dieses Absatzes dürfte für die Zukunft bei der engen wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit Deutschland kein Problem mehr darstellen. An Bodenschätzen ist das Land

bis auf ausgedehnte Baugelager nicht reich. Einige Industriezweige jedoch, wie die Textilindustrie und die chemische Industrie, haben sich besonders im Weichbild von Agram bereits gut entwickelt.

Agram, die älteste Messfeststadt im Südosten, ist auf allen Gebieten seit jeher das wirtschaftliche Zentrum des Landes. Als Hauptstadt hat es sich bis heute noch sichtbare Erinnerungen an den ersten selbständigen kroatischen Staat erhalten. Den Mittelpunkt der Oberstadt bildet der Markusplatz, auf dem sich fast alle historischen Begebenheiten Kroatiens abgepielt haben. Das bunte Mosaikdach der gotischen St.-Markus-Kirche schmücken die Wappen des alten unabhängigen Königreiches und seiner Hauptstadt. Der Banuspalast, das königliche Schloß, der Landtagspalast, Regierungsgebäude und Bauten der obersten Militärverwaltung, umrahmt von vornehmen stillen Straßen in harmonischer Stileinheit prägen das Gesicht dieses Stadtviertels. Von einer hohen Kanzel des Berges blickt man auf die tiefer liegende Kapitelstadt der Bischöfe mit der prachtvollen gotischen Kathedrale, mit deren Bau schon im Jahre 1217 begonnen wurde. Sie entstand damals zu Ehren des heiligen ungarischen Königs Stephan. Jahrhunderterte um Jahrhunderterte vergingen, Feuersbrünste, Erdbeben und Kanonen stemmten sich ihrer Vollendung entgegen; doch unerschütterlich zogen die Bischöfe Meister und Arbeiter von allen Seiten



Die schnelle wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung Agrams hat in den letzten Jahrzehnten das Stadtbild sehr verändert. Moderne Hochhäuser sprengen heute die alten engen Straßenzüge im Innern der Stadt. Trotzdem kommt aber die enge Verbundenheit der kroatischen Hauptstadt mit ihrer ländlichen Umgebung im Straßenleben überall zum Ausdruck.



Kroatische Frauen beim Kirchgang.

heran, und endlich wurde der Dom nach fünfhundert Jahren in der bestehenden Form fertiggestellt.

Neben dieser Stadt der Domherren und der einstigen kroatischen Magnaten und Gelleute wächst unaufhaltsam die Neustadt, ihre Kontorhäuser, Wohnblocks und Fabriken bis zu den Ufern der Save vorschubend, und entwickelt sich zu einer modernen, fortschrittlichen Industrie- und Handelsstadt. In ihrem Mittelpunkt, auf dem Jeladic-Platz, strömt täglich die Landbevölkerung der Umgebung in ihrer bunten Nationaltracht zusammen, die erkennen läßt, wie unberührt sich vor den Toren der Stadt





Kirchgang in einem kroatischen Dorf.

noch bodenständige kroatische Bauernkultur erhalten hat und noch lange erhalten wird. Jede Wanderung in die Umgebung öffnet einem diese für den Stadtmenschen längst verlorene reiche Welt bäuerlichen Daseins, in der neben zwar harter, aber segensvoller Arbeit noch echte, ungetrübte Lebensfreude zu Hause ist. Da liegen liebliche saubere Dörfer in grünen Tälern vor den Kulissendunkler Waldhänge, überragt von kleinen Kirchen, die mit bunten Mosaikdächern gedeckt sind. Die Kroaten haben einen ausgesprochenen Sinn für dekorative Kunst. Ihr Schmuckbedürfnis kommt auch beiden Kirchendächern zum Ausdruck. Ihre ausgeprägte Farbenfreude setzt gerne überall heitere Farbflecke in das sonnige Land mit seinen lichten Flu-

ren. In den mannigfaltig abgetönten Trachten lebt eine reiche Phantasie. Ganze Geschichten erzählen zum Beispiel die verwobenen und verschlungenen Ornamente, die die Mädchen ihren Burschen ins Wamsstickeln. Einfache Bauernmädchen vollbringen hierin wahre Wunderwerke der Stickkunst mit einer Fülle selbständiger und reizvoller Züge. Zahlreiche Blumenmuster der Seidenbänder ihrer eigenen Festkleider, die von hauchzarten Spitzen festlich eingerahmt sind, scheinen ein Stück der Natur selbst. Eine größere Anzahl solcher kroatischer Trachten, wie sie bei jedem Kirchgang zu sehen sind, ist ein festlicher Anblick, wie man ihn in solcher Reinheit — selbst im trachtenreichen Südosteuropa — nur noch ganz selten erlebt.

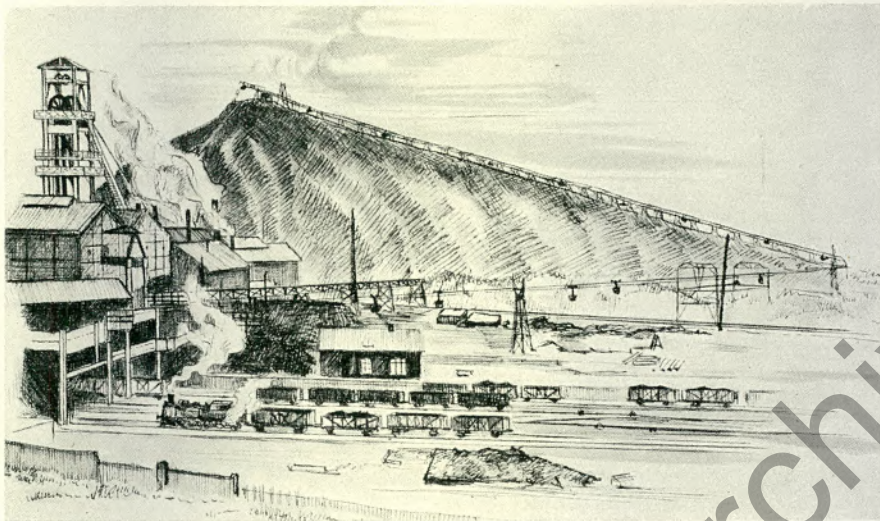


Kroatische Bauern in Festtracht.

Wirtschafts- bilder aus Belgien.

Von Kriegsberichterstatter
Dr. Bernd Huffschild, P.K.

Mit sieben Federzeichnungen
von K. G. Sichelsmidt,
Soldat in einer Aufklärungsabteilung.



Das Kohlenbergwerk St. Theodore bei Charleroi.



Wenn man durch die Straßen Brüssels geht und sich von dem Strom der eilenden Menschen treiben läßt, wird einem kaum noch bewußt, daß über Belgien vor kaum einem Jahr der Krieg hinweggezogen ist. Eine geschäftige, eindrucksvolle Lebendigkeit durchpulst wie je die großen Verkehrsadern der belgischen Hauptstadt und legt sinnfälliges Zeugnis dafür ab, daß die belgische Wirtschaft, im Ganzen gesehen, wieder angelaufen ist und mit angespannten Kräften arbeitet. Gewiß hat die belgische Wirtschaft durch den Krieg harte Schläge erlitten und ist während der Kriegswochen an vielen Stellen zum Stillstand gekommen. Die schlimmsten Krisen scheinen jedoch bereits überwunden. Die Hauptstadt Belgiens, in der alle Adern der nationalen Wirtschaft zusammenlaufen und die die gesamte Wirtschafts-

kräft des hochentwickelten Industrielandes darstellt, lebt äußerlich wieder wie vor dem Kriege. Die Zusammenarbeit mit den deutschen Behörden vollzieht sich, wie auch von deutscher Seite ausdrücklich betont wird, in loyaler Weise, so daß auf diese Art eine Gewähr für die Erholung der belgischen Wirtschaft gegeben ist. Ebenso wie in Brüssel sind überall in Belgien die Stockungen des Krieges beseitigt, und die Wirtschaft arbeitet wieder mit vollen Kräften, wie unsere Fahrt durch die wichtigsten Industriegebiete des Landes zeigte.

Die Vororte von Charleroi sind düster und schwarz vom Staub der Kohlen. Lange Straßen, umsäumt von mächtigen Kohlenhalden der Bergwerke und von dem Gewirr großer Eisen- und Stahlwerke oder überbrückt von den Transportbändern naher Zechen, führen schnurgerade in die kleine Provinzstadt, die kaum 30 000 Einwohner zählt und doch das bedeutendste Zentrum des belgischen Kohlenbeckens ist, in dem die ältesten Zechen Europas liegen, die bis 1300 Meter in die Erde hineinreichen. Um Charleroi gruppieren sich in weitem Bogen die Kohlengebiete von Mons und von La Louvière, die insgesamt 80 000 Bergarbeiter beschäftigen — von 129 000 Bergarbeitern, die in ganz Belgien in die Schächte fahren.

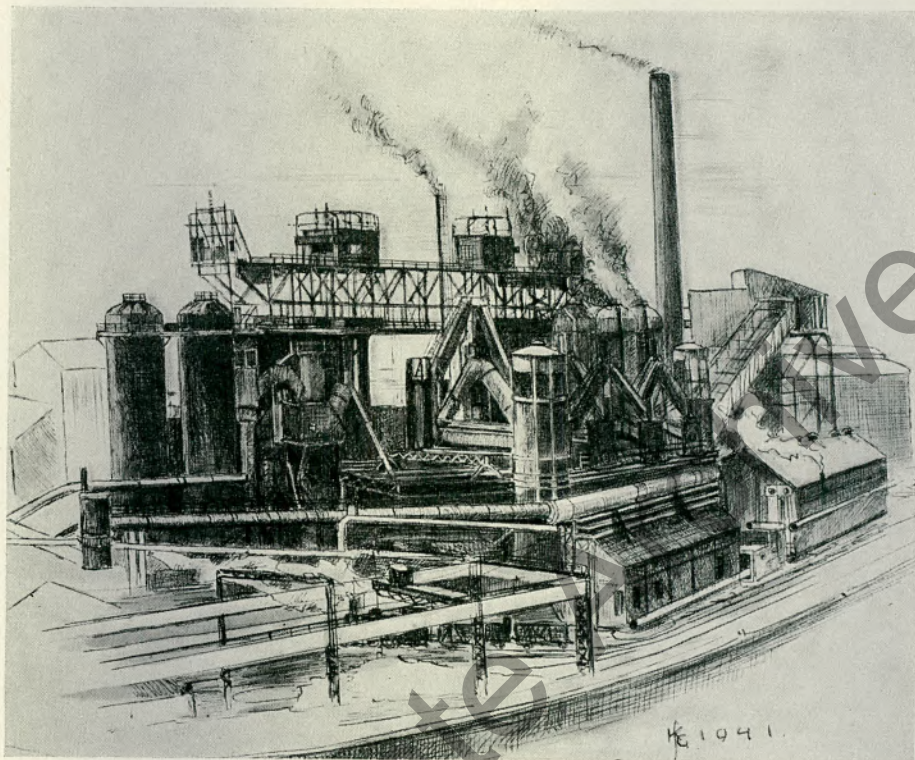
Der Krieg hat dem belgischen Bergbau besonders tiefe Wunden geschlagen. Die gesamte Montanindustrie war stillgelegt worden, die Öfen waren gelöscht, und die Gruben hatten vor der Gefahr des Erfaufens gestanden. Die deutsche Initiative hat aber gerade hier im Herzen der belgischen Schwerindustrie energisch zugegriffen, und in den 22 Einzelanlagen des Gebietes ist heute bereits längst wieder die Arbeit aufgenommen worden. Allerdings besitzt das Kohlengebiet um Charleroi keine großen Vorräte mehr. In 20 bis 25 Jahren dürften die Kohlenerschätze erschöpft sein, und heute schon liegen manche Schächte still, weil die Förderung sich nicht mehr lohnt. Hier drehen sich die Förderräder nicht mehr, und die Transportanlagen sind längst verrostet. Dafür wird aber in den anderen Zechen um so intensiver gearbeitet. Es gibt Kohlenflöze, die nur eine Mächtigkeit von 50 bis 70 Zentimetern haben und dennoch abgebaut werden. Auch in Belgien hat sich die eisen-schaffende und eisenverarbeitende Industrie aus Gründen der Wirtschaftlichkeit um die Kohlenbergwerke angesiedelt, wie das ja auch beispielsweise im Ruhrgebiet der Fall ist. Die dunklen Umrisse der Hochofen, oft uralte Anlagen, stehen düster vor dem vom Schornsteinqualm verhangenen Himmel, und aus den Stahlwerken zischt das brodelnde Eisen empor und wirft eine dunkle Glut auf die flachen



Das Eisen- und Stahlwerk Providence in Charleroi.

Arbeiterwohnungen, die zu vielen Hunderten um die Fabrik stehen. Eine Atmosphäre der Arbeit und des Fleißes liegt über der Stadt, die nichts ahnt von den schönen und eleganten Gaststätten Brüssels oder Antwerpens.

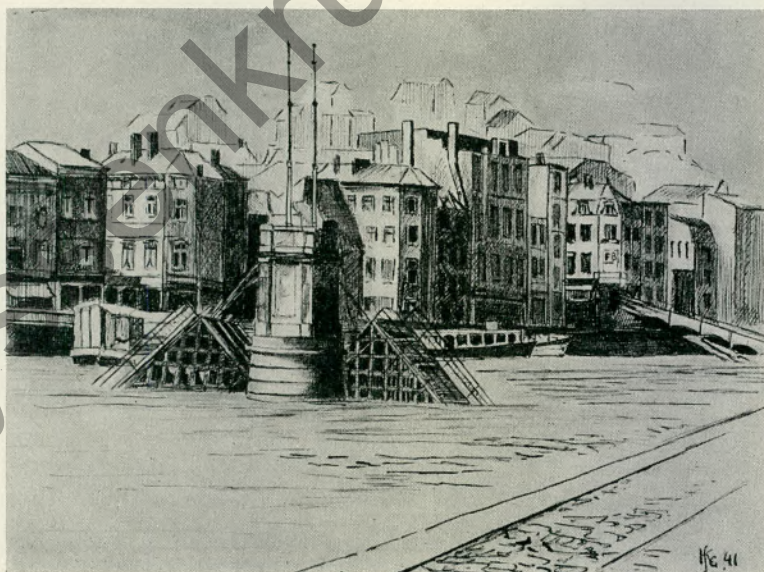
Die Schwerindustrie begleitet uns viele Kilometer das Sambretal hinab Namur zu. In Namur aber ist das große westeuropäische Kohlenbecken, das sich von Arras, Lens und Valenciennes in Nordfrankreich über Mons, La Louvière und Charleroi hinzieht und sich von Lüttich nach Eupen und Aachen fortsetzt, unterbrochen. In Namur, wo sich die Sambre in die Maas ergießt, die hier bereits zu einem recht ansehnlichen Strom geworden ist, gibt es keine Großindustrie. Die Provinz weist vielmehr eine beachtliche Landwirtschaft auf, die allerdings nicht imstande ist, den eigenen Bedarf ganz selbst zu decken. Es gibt einige Papierfabriken und Glasfabriken. Duster ragen am Einfluß der Sambre in die Maas alte Festungsbauten empor, die aber heute kaum noch einen militärischen Wert haben dürften. Sie sind daher auch vom Krieg im letzten Mai fast völlig verschont geblieben. Dagegen liegen als stumme Zeugen moderner Kriegführung die verrosteten Überreste der Sambre- und Maasbrücken an den Ufern aufgestapelt. Auf den Wassern der Sambre fuhr früher zahlreiche Kohlenkähne abwärts und konnten von Namur nach Lüttich kommen, um von hier aus über dem neuen Albert-Kanal nach Antwerpen verschifft und für die Ausfuhr bereitgehalten zu werden. Wenn man die Maas entlang abwärts fährt, trifft man allenthalben auf zerstörte Brücken, die meist nur notdürftig aus dem Wege geräumt oder repariert sind. Das Maastal ist viel breiter als etwa das Moseltal. Zwischen Namur und Lüttich ziehen sich zu beiden Seiten des Flusses ausgedehnte Industrieanlagen hin, die der ganzen Landschaft das Gepräge geben. Große Steinbrüche gibt es schon unmittelbar hinter Namur; sie haben zum Teil ihre Arbeit noch nicht wieder aufgenommen. Ziegeleien, Keramikfabriken, Zementfabriken und vor allem die großzügigen Anlagen eines der größten europäischen



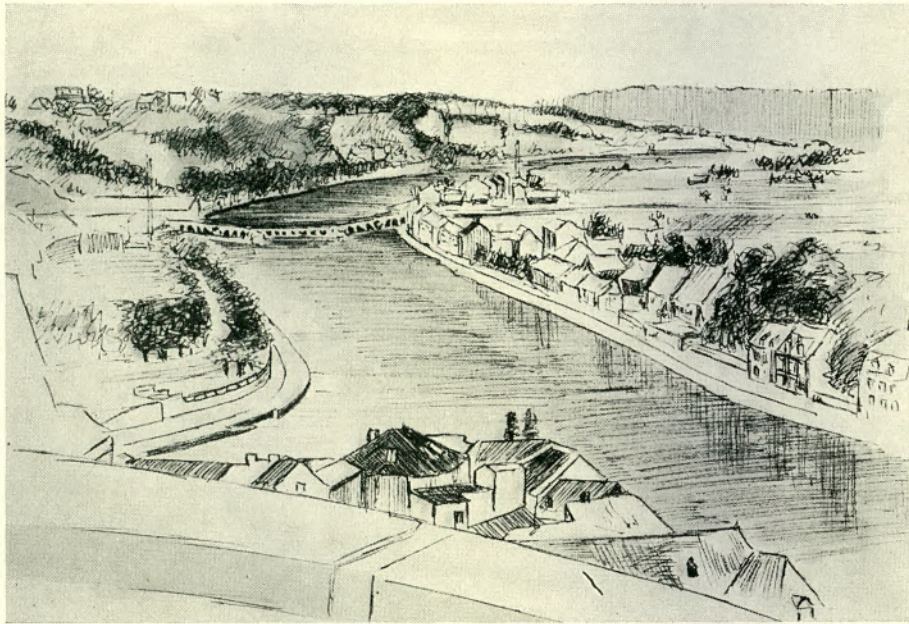
Zinkkonzerne umsäumen die Ufer. Auf beiden Seiten ziehen sich kilometerweit grau angestaubte Fabrikhallen hin, und über die Straße schwingen sich wieder Brücken, die die Hallen miteinander verbinden.

Sobald man sich Lüttich nähert, gewinnt die Landschaft wieder ein ganz anderes Aussehen. Kohle und Eisen dominieren wieder. Von ferne schon kündigen die Regal der Bechenhalden die Nähe der Schwerindustrie an. Hoehöfen verschwimmen noch fern am Horizont, und nicht nur die Kirchtürme, sondern auch die zahlreichen hohen Schornsteine lassen die Nähe der Stadt ahnen. In Lüttich selbst merkt man zunächst wenig von der ausgesprochen schwerindustriellen Struktur der Provinz. Die Geschäftigkeit der Großstadt und die Lebendigkeit der städtisch angezogenen Belgier, die in großen Kinos und Restaurants ihre Erholung suchen, lassen zuerst nicht vermuten, daß hier wieder ein bedeutender Mittelpunkt der belgischen Montanindustrie ist. Aber man braucht nur in die Vorstädte zu fahren. Zuerst geht es durch unendlich lange Reihen von dunklen, flachen und schmutzigen Arbeiterwohnungen. In Belgien kennt man kaum die modernen hellen Industriesiedlungen Deutschlands, die von Jahr zu Jahr mehr den Vorstädten und Randgebieten unserer großen Industriebezirke ihr charakteristisches Gepräge geben.

Mühsam steigt der Wagen zu den Maasbergen um Lüttich auf. Und plötzlich weiß man kaum noch, ob man sich nicht selbst auf einer riesigen Kohlenhalde befindet, in deren gewaltigem Schatten die Stadt liegt, die schwarz und farblos dort unten zwischen den Industrietürmen eingeklemmt ist. Die Kirchtürme verschwinden jetzt fast ganz in dem ruhigen Dunst, der über dem Tal hängt, und die Maas scheint sich unendlich träge durch dieses Gewirr von Häusern, Schornsteinen, Kirchtürmen und wenigen verkümmerten Bäumen einen Weg zu suchen. Keine der vielen Maasbrücken, die oft überschwenglich als Prunkbauten aufgerichtet waren, verbindet mehr die beiden Ufer. Man erkennt sogar von hier oben,



Gesprenkte Maasbrücken in Lüttich.



Blick von der Zitadelle der Festung Namur auf das Maastal mit der von belgischen Truppen auf ihrem Rückzug gesprengten Maasbrücke.

daß die Ufer vollgepackt sind mit verbogenen Eisensträgern und unförmigen Steinklößen. Auch das Lütticher Kohlenrevier hat seine Förderung wieder aufgenommen. Die Räder auf den Fördertürmen drehen sich wieder geschwind, und die Halden werden wieder größer. In den Straßen der Stadt bringen die Kohlenhändler den Hausbrand für den Winter in die Keller, und die Eisenbahnwaggons füllen sich wieder mit den schwarzen Vorräten, um sie der Eisenindustrie zuzuleiten, die bei ihrem von Tag zu Tag erhöhten Arbeitstempo einen stets wachsenden Bedarf an Kohle hat.

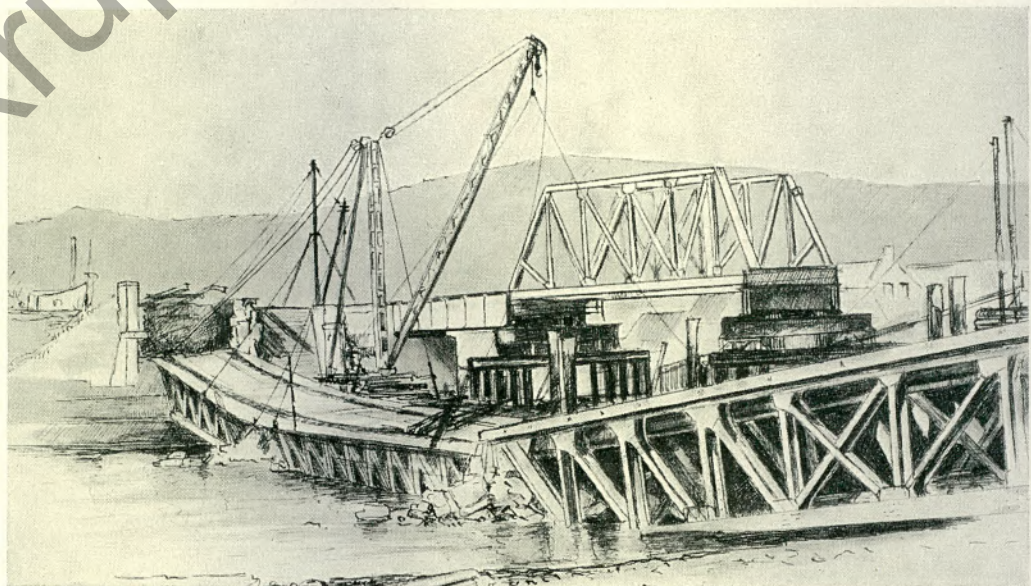
Das Land nördlich von Lüttich bis Maastricht und weiter westlich bis Antwerpen wird nicht mehr durch große Industrieanlagen charakterisiert. Der Horizont weitet sich, und ein zarter, flämischer Himmel wölbt sich über fruchtbaren, duftenden Feldern. Die stilvollen alten Rathäuser und Kirchtürme der kleinen Städte glänzen im Licht des klaren Himmels, und die Leute in ihren sauberen Kleidern, die weiß gestrichenen Häuschen, die humpelnden Karren voll Zuckerrüben, die jetzt überall zu den kleinen Fabriken rollen, Fabriken, die eher aussehen wie große Bauernhöfe, das alles ist ein solch vollendeter Gegenatz zu der schweren, düsteren Industrieland-

auf die Ausfuhr seiner industriellen Erzeugnisse angewiesen, wodurch erst die hinreichende Nahrungsmittelsversorgung der 8,35 Millionen Menschen ermöglicht wird. Und dies ist der Grund, weshalb die belgischen Fabriken unmittelbar nach dem militärischen Zusammenbruch des Landes wieder mit Hochdruck arbeiteten: sie sind auf ihre Industrie angewiesen wie auf ihr tägliches Brot.

Das von der Ausfuhr abhängige Land ist besonders stark durch den Krieg getroffen worden, der naturgemäß große Teile des Exports abgedrosselt hat, und wäre in eine Katastrophe hineingezogen worden, wenn Deutschland seinerseits nicht bereit gewesen wäre, mit Belgien in einen lebhaften Güteraustausch zu treten. Deshalb wird die belgische Industrie auch in Zukunft ruhig und zielbewußt arbeiten können, ohne befürchten zu müssen, daß die wirtschaftliche Struktur Belgiens durch die Neuordnung der europäischen Wirtschaft grundlegend geändert wird. Heute hat sich bereits in vielen belgischen Betrieben ein starkes Vertrauen zu der Zusammenarbeit mit Deutschland durchgesetzt. Und diese Feststellung war eines der stärksten Erlebnisse der Fahrt durch Belgiens Wirtschaftsgebiete.

*

Unmittelbar nach der Besetzung Namurs begann hier wie überall in Belgien der wirtschaftliche Wiederaufbau. Die Maas, eine der wichtigsten Lebensadern Nordwest-Belgiens, wurde von den Sperren, mit denen man auf Tage oder auch nur Stunden den militärischen Vormarsch aufzuhalten versucht hatte, ohne an die vielleicht jahrelangen Störungen des Wirtschaftslebens zu denken, befreit. Nach wenigen Monaten schon schwang sich eine von der Dortmunder Brückenbau AG. (Bereinigte Stahlwerke AG.) erstellte neue Brücke über den Strom, während gleichzeitig die Trümmer der im Flussbett liegenden einstigen Brücke gehoben wurden. Damit war nicht nur die Verbindung von Ufer zu Ufer hergestellt, ebenso wichtig und lebensnotwendig war das Wegräumen der Barrikaden, die den Schiffsverkehr auf der Maas brachlegten und damit den Kreislauf der belgischen Wirtschaft nachhaltig störten.



PK.

Von Reichsminister Dr. Goebbels.

Es wird von niemandem mehr in der ganzen Welt, weder von Freundes- noch von Feindeseite, bezweifelt, daß Deutschland heute die modernste, schnellste, zuverlässigste und aktuellste Kriegsberichterstattung pflegt, die wir überhaupt kennen. Es wird einer späteren Geschichtsschreibung dieses Krieges vorbehalten bleiben, die Gründe dafür im einzelnen aufzudecken. Wir können heute nur mit Befriedigung feststellen, daß es so ist und nach der Lage der Dinge bis Ende des Krieges auch so bleiben wird. Es ist uns durch Anwendung ganz neuer und moderner Methoden der Nachrichtenpolitik gelungen, das englische Monopol auf diesem Gebiet zu brechen und damit einen Sektor der Kriegsführung konkurrenzlos für uns zu erobern, von dem man bis dahin angenommen hatte, daß wir Deutschen dafür überhaupt unbegabt seien und wie im Weltkrieg hier gar nicht erst anzutreten brauchten. Und zwar bezieht sich das auf unsere Nachrichtenpolitik in jeder Beziehung.

Es wäre nun gänzlich falsch, darin nur eine Glanzleistung deutscher Präzision und Organisation erblicken zu wollen. Gewiß ist dazu ein Apparat nötig, der bis in die letzte Verastelung auf die große und weltumspannende Aufgabe dressiert und ausgerichtet ist; sicherlich bedarf es dazu der hingebungsvollen Arbeit von ungezählten Menschen, die seit Beginn des Krieges keinen Sonn- und Feiertag und kaum noch den Unterschied zwischen Tag und Nacht kennen; ohne Zweifel gehört dazu eine Unsumme von Wissen und Erfahrung, von Schnelligkeit des Denkens, von elastischer Anpassungsfähigkeit an die jeweiligen Gegebenheiten, aber das ist noch nicht alles. Die Grundlage jeder Nachrichtenpolitik ist die Meldung oder, für alle in Frage kommenden Gebiete ausgedrückt, das Material. Mit noch soviel Geschicklichkeit ist nur wenig anzufangen, wenn man nichts hat, das man nachrichtennmäßig bearbeiten kann.

Und hier ist die eigentliche Ursache unserer Erfolge zu suchen. Als bei Beginn des Krieges zum ersten Male über Frontberichten in den Zeitungen, über kühnen und einzigartigen Aufnahmen von Kampfszenen, an der Spitze von mitreisenden Rundfunkreportagen und Wochenschauberichten das Signum PK. erschien, stellte es ein Novum in der deutschen Zeitschilderung dar, mit dem das breite Publikum vorerst nur wenig anzufangen wußte. Man hatte es noch aus dem Weltkrieg im Gedächtnis, daß hinter der kämpfenden Truppe irgendwo in einem Stappenquartier ein paar Journalisten saßen, die aus aufgefangenen Gesprächsfeßen von Soldaten, die dabei gewesen waren, einen Bericht für die Heimat verfaßten. Sie gaben meistens den Menschen zu Hause ein gänzlich schiefes und falsches Bild von den militärischen Vorgängen und erregten deshalb bei der Truppe damit vielfach nur Argernis oder Gelächter. Davon kann heute überhaupt nicht mehr die Rede sein. Der PK.-Mann ist kein Berichterstatter im herkömmlichen Sinne, sondern ein Soldat. Neben Pistole und Handgranate führt er noch andere Waffen mit sich: die Filmkamera, die Leica, den Zeichenstift oder den Schreibblock. Er ist in der Truppe ausgebildet worden, er lebt als Soldat unter Soldaten, kennt ihr Milieu, weil es das seine ist, spricht ihre Sprache, denkt in ihrem Denken und fühlt in ihrem Fühlen. Während der Stoßtruppionier todesverachtend und mit gelassener Kaltblütigkeit seinen Flammenwerfer einsetzt, um feindliche Bunker aufzuknacken, steht der PK.-Mann ebenso todesverachtend und kaltblütig daneben, um diesen dramatischen und erregenden Vorgang im Wort oder im

Bild festzuhalten. Der Einsatz ist in beiden Fällen genau der gleiche.

Wir sehen im Film mit klopfendem Herzen den PK.-Mann im Granatfeuer sitzen und das Bild der Schlacht mit Kohle- und Zeichenstift auf Papier festhalten. Wir erleben in der Wochenschau Aufnahmen von vorgehenden Stoßtrupps, von vorn gedreht, und es regnete Proteste aus dem Publikum gegen diese angeblich gestellte Szene, weil man einfach nicht glauben wollte, daß der Kameramann mit dem Rücken zum Feind vor dem Stoßtrupp vorgegangen war, um diesen Vorgang im Film festzuhalten. Die PK. sind zahlenmäßig natürlich im Verhältnis zu anderen Truppenteilen klein. Sie haben jedoch Verluste zu verzeichnen, die ihrem Mut, ihrer Kaltblütigkeit und Einsatzfreudigkeit ein sehr ehrendes Zeugnis ausstellen.

Wenn die Heimat ein ungeschminktes Bild vom Schicksalskampf unseres Volkes an allen Fronten bekommt, so hat sie das in der Hauptsache diesen Männern zu verdanken. Sie sitzen in unseren Bombern, die nach England fliegen, bei den Panzern sind sie ebenso zu Hause wie auf unseren U-Booten und Schlachtschiffen, sie rücken in Polen mit vor, waren in Narvik und beim Sturm auf die Maginotlinie mit dabei, in den Gebirgen Serbiens und Griechenlands waren sie genau so zu finden wie in den Sandstürmen Nordafrikas. Manch eine Stimme, die dem ganzen Volke aus dramatischen Schlachtberichten des Rundfunks bekanntgeworden ist, klingt nicht mehr, und manche erregende Szene in der Wochenschau hat der, der sie drehte, mit dem Tode bezahlt. Aus ungezählten Briefen von der Front wissen wir, daß unsere Soldaten glücklich sind, die Berichterstattung über den Krieg auch Soldaten anvertraut zu sehen, daß diese der Heimat ein Bild vom wirklichen Krieg geben, so wie er ist, und daß damit die Nation zum ersten Male überhaupt erfährt, welche eine Unsumme von Mut, von Härte, von Strapazen und Entbehrungen dazu gehört, um Siege zu erfechten, wie sie vielen unter uns schon fast selbstverständlich geworden sind.

Ungezählte Millionen in aller Herren Ländern lesen heute in ihren Zeitungen die Berichte von den Fronten, hören sie in allen Weltsprachen im Rundfunk, sehen sie im Bilde bestätigt, das durch die modernste Technik über Kontinente und Ozeane hinweg an die großen Nachrichtenzentralen gesunkt wird, oder in der Wochenschau, die in ungezählten Kopien über den Erdball wandert. Aus all dem entsteht das, was wir öffentliche Meinung nennen.

Der PK.-Mann liefert uns dazu das Material. Er trägt den Ruhm des deutschen Soldaten und der deutschen Waffen in Wort und Bild in die Heimat und durch die ganze Welt. Hart und männlich hat er seine Aufgabe in Angriff genommen. Er kann deshalb Anspruch darauf erheben, von der Heimat so gewertet zu werden, wie die Front ihn wertet. Er ist nicht mehr als andere Soldaten und will auch gar nicht mehr sein; er tut seine Pflicht wie jeder Pionier oder Panzerschütze und hilft gleich wie er mit, den Sieg zu erringen.

Denkt alle manchmal daran, wenn ihr eure Zeitungen lest, eure Rundfunkapparate für die Frontberichte anstellt oder die neueste Wochenschau zwischen Kultur- und Spielfilm seht! In des Reiches Wehrmacht stehen viele hundert Männer von den PK. neben ihren Kameraden vom Heer, von der Kriegsmarine und von der Luftwaffe, die wie sie ihr Leben einsetzen, um euch zu zeigen, was es heißt, Krieg zu führen, damit dem ganzen Volke sein Dasein gesichert wird.

Aus der Zeitschrift „Das Reich“ (gekürzt).



Hans Liska.

P.R.-Männer.

Die Kriegszeichnung.

Gedanken zur Ausstellung „Die Pressezeichnung im Kriege“ von Bruno E. Werner.

Im späten Frühjahr 1940 hörten wir einen Soldaten sagen, der soeben aus der Flandernschlacht nach Hause gekommen war, er wolle einmal in die Wochenschau gehen, damit er sehe, wie es draußen eigentlich aussieht.

Diese Bemerkung war weit mehr als ein Frontwitz. Wer nämlich in eine Kampfhandlung verwickelt ist, der sieht Einzelheiten, aber durchaus nicht das Ganze, das sich im modernen Krieg auch für die höhere Führung ja gewissermaßen „unsichtbar“ abwickelt, (nicht anders wie ein Rennreiter, der aus seiner Perspektive auch nicht weiß, wie ein Pferderennen eigentlich aussieht). Daß ein Soldat aber diesen Wunsch äußert, daß er darüber hinaus mit Interesse P.R.-Berichte liest, P.R.-Zeichnungen ansieht, das weist deutlich auf den grundsätzlichen Wandel der Kriegsberichterstattung hin.

Im Weltkrieg gab es kriegs-



berichtende Schriftsteller, Maler, Zeichner und Photographen, die gewöhnlich bei einem hohen Stab saßen, wo sie meist als hoffnungslose Zivilpersonen unangenehm auffielen. Es lag an der ganzen Anlage der Kriegsberichterstattung selbst, vor allem aber daran, daß sie Zivilisten waren, wenn es selbst den Tüchtigsten von ihnen kaum gelang, den Weg zur kämpfenden Truppe zu finden. Diese fehlende Verbindung zu dem Mann im Graben merkte man ihren Berichten und Zeichnungen an, und das hatte wieder die Folge, daß ein solcher Berichterstatter, wenn er wirklich, einmal alle Instanzen überspringend, damals zu uns gelangt wäre, gewiß nichts zu lachen gehabt hätte. Vom Divisionsstab bis zur vordersten Kompanie herrschte in einem Punkt Einigkeit: Männer, die nichts anderes zu tun haben als

Heinz Matthies (P.R.):
Morgen in Flandern.



Martin Guhl (P.R.). Stukas über der Maginotlinie.

zu schreiben, zu photographieren und zu zeichnen, und die dies zu Hause gar noch drucken lassen, die haben bei



Theo Matejko:
Warschau.

uns nichts zu suchen. Dies war nicht zuletzt eine der Ursachen, die zu der Entfremdung zwischen Front und Heimat führten, wie sie sich am Kriegsende verhängnisvoll auswirkte, und die schon vorher die Folge hatte, daß der Mann an der Front und der Mann in der Heimat bald zweierlei verschiedene Sprachen redeten.

Durch die geniale Einrichtung der P.R., der Propagandakompanien, ist dies in diesem Krieg grundsätzlich anders geworden. Die Berichte und Bilder, die wir heute zu sehen bekommen, stammen fast stets von Männern, die den Krieg mit der Waffe in der Hand selber mitmachen. Was dies im positiven Sinne für ihre Berichterstattung bedeutet, kann man aus den negativen Folgen, die wir aus der Vergangenheit ablesen, ermessen. Daß die Arbeit dieser Kriegsberichterstatter zugleich eine soldatische Leistung ersten Ranges ist, kann nur derjenige herausspüren, der den Krieg kennt. Denn es scheint uns in mancher Hinsicht leichter, im Kampf ein Maschinengewehr zu bedienen, ein Flugzeug zu steuern, eine Handgranate zu werfen, als sich mit einem Aufnahmeapparat hinzustellen, Blende und Entfernung einzurichten, um einen Film nach Hause zu bringen.

Die Aufgabe mag für den Zeichner, von dem hier die Rede ist, anders lauten; denn wenn er ein Künstler ist, behält er die Kampfhandlung im Kopf und wird sie später nach seiner inneren Vorstellung zeichnen. Aber auch er ist heute Soldat und Kämpfer, und so werden seine Blätter einen anderen Charakter haben als die gezeichneten Kriegsberichte von 1914—18.

Ein aufgeschlossenes Empfinden für die äußere Realität, wie es nicht zuletzt die Photographie herbeigeführt hat, das Wissen darum, was Krieg heißt, wie wir es der Tatsache verdanken, daß wir schon einen Krieg mitgemacht haben, hat die Augen der meisten Leser ebenso kritisch geschärft wie die jener Zeichner, welche nicht als P.R.-Männer im Felde stehen. Phantasiebilder von Nahkämpfen, Seeschlachten, Luftkämpfen usw., wie sie früher zuweilen in den illustrierten Zeitschriften erschienen, würden heute auf eine böse Heiterkeit stoßen. So geben diese Zeichnungen heute Ausschnitte der Realität des Krieges meist in sehr getreuer Weise, selbst dann, wenn sie eine Kampfhandlung darstellen, die sie aus gänzlich anderer Perspektive erlebten, wie beispielsweise die Wirkung eines Stukaangriffs auf eine feindliche Stadt.

Dieser Wille zur Sachlichkeit, bei dem der seelische Ausdruck im Dienste der Propagandaaufgaben bewußt zurückgestellt wird, und der im allgemeinen von einem guten zeichnerisch-handwerklichen Können getragen ist, sagt über den formal-künstlerischen Charakter dieser Blätter bereits manches aus. Ein bestimmter Realismus ist für die heutige Kriegszeichnung charakteristisch. Er hat, wie eine Betrachtung dieser Zeichnungen lehrt, auch eine nur impressionistische Wiedergabe stark in den Hintergrund gedrängt. Das optisch Stimmungshaft eines Bewegungsvorgangs ist selten geworden; um so stärker spricht das zeichnerisch durchgearbeitete Detail, wobei die Tech-

nisierung des Krieges mit seiner Überfülle an maschinellen Bestandteilen auch formal häufig einen konstruktiven Zug in diese Zeichnungen bringt. So ist die alte romantische Darstellung des Krieges einer neuen gewichen, die zugleich wesentlich härter und unerbittlicher dem Kriegsgeschehen und seinen Wirkungen nachspürt. Man erkennt dies auch deutlich an den landschaftlichen Beigaben, die selten das Idyllische, fast nie das Romantisch-Liebliche der Vergangenheit aufweisen, dafür aber häufig die eigentliche Kriegslandschaft zeigen, jene vom Kampf umgepflügte und zertrümmerte Kulturlandschaft, die das Stigma des Geschehens auf der Stirn trägt und die kein Soldat wieder vergißt.

Dieser Realismus verbindet sich jedoch mit einem anderen Zug, der dem Realismus entgegengesetzt ist und ihm eine eigene Färbung gibt. Es ist die starke Betonung des Willenhaften, die man bei den meisten P.K.-Zeichnungen findet. Sie zeigt sich vor allem bei der Darstellung des Soldaten selbst. Nur selten ist ein „zufälliger“ Soldatenkopf mit allen zufälligen physiognomischen Eigenarten zu sehen, es sei denn, es handle sich um eine Porträtzeichnung. Im übrigen aber begegnet man vorherrschend einem willenhaften Typus mit starker Herausarbeitung der Energie, der Anspannung und häufig einer rassistisch ausgeprägten nordischen Form, mit der der deutsche soldatische Geist gewissermaßen einen übergeordneten Symbolgehalt bekommt. Dies ist gelegentlich auch bei Bildnissen in bewußter idealischer Gestaltung zu finden. Im allgemeinen jedoch entfernt sich die Zeichnung kaum von der äußeren Erscheinung jener Männerköpfe, die, jung oder alt, jenen hochgezüchteten technisierten Willensmenschen zeigen, den der deutsche Soldat heute repräsentiert mit Zügen, die ihn so stark von den meisten unserer Gegner unterscheiden.

Dieser Typus zeigt sich deutlich etwa bei den Köpfen von Kretschmann oder dem „Handgranatenwerfer“ von Lothar Günther Buchheim, wo er zugleich mit seiner ganzen Kraft und Frische sichtbar wird. Man sieht physiognomisch in der klar ausgerichteten Energie und unbeschwerten Zielstrebigkeit, wie sich dieser Soldatentyp von dem unterscheiden, den wir mit dem Weltkrieg in Verbindung bringen, jenen in vielen Blättern und Bildern festgehaltenen Weltkriegssoldaten, um den immer ein Schatten von Tragik lag.

Man spürt dies auch etwa bei der Zeichnung von Hans Liska „P.K.-Männer“, in der Ruhm und Tapferkeit des heutigen Kriegsberichters einmal von einem Zeichner festgehalten wurden, der anscheinend nicht selbst einer Propagandakompanie angehört. Hier wie in Theo Matejkos großem Blatt vom Straßenkampf in Warschau zeigt sich die künstlerische Reportage auf Grund von Soldatenberichten und einer

Rudolf Lipus (P.K.):
Polnischer Lan-
angriff.

V/23



L. G. Buchheim.

Im Straßenkampf.

am Krieg geschulten Vorstellungskraft und Phantasie in einer sehr ausdrucksvollen Weise. Die landschaftliche Atmosphäre während des Kampfes, in diesem Fall die einer





Hans Liska.

Auf der Straße nach Dünkirchen.

Warschauer Vorstadt, ist überraschend getroffen, gerade so wie in den P.K.-Zeichnungen von Heinz Matthies, der einen flandrischen Morgen festhält oder von Werner Knoth, dem wir eine Reihe der besten künstlerischen Landschaftsblätter dieses Krieges verdanken.

Auch die Zeichnungen von Rudolf Lipus und Martin Guhl sind hier zu nennen. Wie Lipus beispielsweise das Anbringen einer Sprengladung im Drahtverhau zeigt oder wie Guhl einen Stukaangriff auf die Maginotlinie schildert, das sind künstlerische Kriegsberichte, die nur

der Zeichner, nie der Photograph geben kann, und die auf das eindrucksvollste darlegen, daß dem Zeichner im Krieg eine

besondere Bedeutung zukommt. Vor allem aus den Blättern der P.K.-Männer selbst — man könnte außer dieser Auswahl noch viele anführen, wie beispielsweise Erdmann, Raebiger und den begabten Wilhelm Busch — werden spätere Zeiten eine Vorstellung von dem deutschen siegreichen Kampf empfangen, wie sie trotz aller hervorragenden Leistung nicht der Photograph, sondern nur der Künstler an die Zukunft weiterreichen kann.



Werner Knoth (P.K.).

Auf der Straße nach Cambrai.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortlicher Hauptschriftleiter: W. Debus.
Schriftleitung: Düsseldorf, Reichsstraße 20. — Fernsprecher: Düsseldorf 102 31. — Druck: A. Bagel, Düsseldorf.